

Historie und Leben

Historie und Leben

Der Historiker als Wissenschaftler und Zeitgenosse

Festschrift für Lothar Gall
zum 70. Geburtstag

Herausgegeben von
Dieter Hein, Klaus Hildebrand
und Andreas Schulz

R. Oldenbourg Verlag München 2006

Gedruckt mit Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung für Wissenschaftsförderung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2006 R. Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München
oldenbourg.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht).
Gesamtherstellung: R. Oldenbourg, Graph. Betriebe Druckerei GmbH, München

ISBN-13: 978-3-486-58041-9
ISBN-10: 3-486-58041-8

Inhalt

Zum Geleit	IX
Geschichte als Wissenschaft	
Herodot und Thukydides. Geschichte und Geschichtsschreibung im 5. Jahrhundert v. Chr. Von <i>Klaus Bringmann</i>	3
Friedrich Rühls und die Berliner Akademie der Wissenschaften. Von <i>Heinz Duchhardt</i>	15
Die Genese eines Historikers. Zur Autobiographie und zur Korrespondenz des jungen Ranke. Von <i>Ulrich Muhlack</i>	21
Bayern und die Monumenta Germaniae Historica zur Zeit der Gründung der Historischen Kommission. Von <i>Rudolf Schieffer</i>	41
„Die Zeitschrift soll vor Allem eine wissenschaftliche sein“. Zur Gründung der Historischen Zeitschrift durch Heinrich von Sybel. Von <i>Jürgen Müller</i> ..	53
Die Verdrängung von Friedrich Meinecke als Herausgeber der Historischen Zeitschrift 1933–1935. Von <i>Gerhard A. Ritter</i>	65
Die deutschen Historiker auf dem Internationalen Historikerkongreß in Rom 1955. Von <i>Winfried Schulze</i>	89
Historiker und Geschichtswissenschaft in Gießen um 1968. Von <i>Peter Stadler</i>	103
Forschungsfelder und Forschungsstrategien	
Konzilien des 15. Jahrhunderts und Zweites Vatikanisches Konzil. Historiker und Theologen als Wissenschaftler und Zeitgenossen. Von <i>Heribert Müller</i>	115
Reformationsgeschichtsschreibung – wozu? Eine Standortbestimmung. Von <i>Luise Schorn-Schütte</i>	137
Reflections on James J. Sheehan and the Writing of Modern German History. By <i>David Blackbourn</i>	151
Tempi passati. Die kurze Konjunktur der Arbeiteralltagsgeschichte. Eine Reminiszenz. Von <i>Ralf Roth</i>	161
„Die Geschichte der Parlamentarisierung in Deutschland (1908–1919)“. Das erste Editionsprojekt der Parlamentarismus-Kommission. Von <i>Rudolf Morsey</i>	175
Lehrstück Unternehmensgeschichte. Die Kruppsche „Kriegsdenkschrift“ 1914–1918–1925. Von <i>Klaus Tenfelde</i>	189
„Moden und Mythen“. Die Wirtschaft als Thema der Geschichtsschreibung im Umbruch 1960 bis 1980. Von <i>Werner Plumpe</i>	209

Formen der Geschichtserzählung

„Fürstenblut für Ochsenblut!“ Formen der Biographie: Personencharakterisierung und anekdotische Verkürzung. Von <i>Wolfgang Frühwald</i>	237
Der Historiker als Biograph – oder: was können wir von Lothar Gall lernen? Von <i>Hans-Peter Schwarz</i>	249
Französische Historien- und deutsche Geschichtsmalerei. Über den Besuch des Grafen Raczynski im Salon von 1836. Von <i>Thomas Gaehrtgens</i>	257
„Fragen an die deutsche Geschichte“. Zur Genese eines Ausstellungsmachers. Von <i>Hermann Schäfer</i>	273
Geschichte in bewegten Bildern. Historisches Arbeiten mit Dokumentar- und Spielfilmen. Von <i>Gisela Mettele</i>	287
Ben Eltons Erste Weltkriege. Von <i>Andreas Fahrmeir</i>	301
Die Geschichtsschreibung und ihr Publikum. Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Geschichtsmarkt. Von <i>Dieter Langewiesche</i>	311
Erinnerung im Kreuzverhör. Kollektives Gedächtnis, Albert Speer und die Erkenntnis erinnerter Vergangenheit. Von <i>Johannes Fried</i>	327
Geschichte, Gedächtnis, Gedächtnisgeschichte. Ein Blick auf das Œuvre von Claude Simon. Von <i>Otto Gerhard Oexle</i>	359

Der Historiker als animal politicum

Erasmus und die politischen Kräfte seines Zeitalters. Von <i>Heinz Schilling</i> ...	379
Mit dem Fürsten sprechen. Adel und Absolutismus in Baldassar Castigliones „Buch vom Hofmann“. Von <i>Gerrit Walther</i>	391
Modell und Menetekel. Jakob Venedeys ‚England‘. Von <i>Peter Wende</i>	401
Geschichtswissenschaft im Dienst von Einheit und Freiheit. Der Jenaer Historiker Adolf Wilhelm Schmidt (1812–1887). Von <i>Hans-Werner Hahn</i> ...	411
Kulturgeschichte in bürgerlicher Absicht. Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. Von <i>Eckhardt Treichel</i>	429
Constantin der Große und das Christentum bei Jacob Burckhardt. Von <i>Hartmut Leppin</i>	441
Orientmission und Weltpolitik. Johannes Lepsius und der europäische Imperialismus. Von <i>Andreas Schulz</i>	453
Eine verwickelt vielschichtige Zeitgenossenschaft. Kurt Rheindorf und die Frankfurter Universität. Von <i>Notker Hammerstein</i>	467
Der lange Schatten von Versailles. Die Frankfurter Historiker Walter Platzhoff und Paul Kirn im ‚Dritten Reich‘. Von <i>Carsten Kretschmann</i>	479

Geschichtsbilder zwischen Wissenschaft und Politik

Geschichte als Argument. Skizzen zum Umgang mit antiken Namen in den Debatten zur Zeit der Französischen Revolution. Von <i>Manfred Clauss</i>	501
---	-----

Montgelas' Beurteilung der inneren Verhältnisse Frankreichs nach der Restauration (1814–1822). Von <i>Eberhard Weis</i>	511
Otto von Bismarck und Alfred von Tirpitz. Der „Reichsgründer“ und seine Epigonen. Von <i>Michael Epkenhans</i>	519
Das Historische Museum der Stadt Frankfurt am Main 1878–1982. Von <i>Rainer Koch</i>	531
Die Weltkriege des 20. Jahrhunderts in historischer Sicht. Von <i>Horst Möller</i>	547
Weimars Scheitern erklären. Von <i>Hagen Schulze</i>	561
Das Stresemannbild im Wandel der Zeit. Von <i>Eberhard Kolb</i>	573
Zeitgeschichtliche Forschung und die Medien. Von <i>Karl Otmar Freiherr von Aretin</i>	587
Der Westen. Betrachtungen über einen uneindeutigen Begriff. Von <i>Klaus Hildebrand</i>	595
Der Parteienstaat in der Diskussion. Die Entstehung des Parteiengesetzes im Schnittfeld von Politik, Wissenschaft und Rechtsprechung. Von <i>Marie-Luise Recker</i>	605
Geschichtspolitik vor dreißig Jahren. Ein Bonner Rückblick. Von <i>Konrad Reppen</i>	619
Gesellschaft und Geschichte	
Die Habsburgwunde des Fürstbistums Martin II. von St. Blasien. Von <i>Hermann Jakobs</i>	635
Geschichtsinteressen des Adels. Freiherr vom Stein und die Gründung der „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“. Von <i>Elisabeth Fehrenbach</i>	645
Historische Erinnerung und politische Vision. Die Idee des Kaisers im deutschen Liberalismus 1815–1871. Von <i>Frank Möller</i>	657
Der Bürger zwischen Stadt, Staat und Nation. Historische Erinnerung und politische Identität in Deutschland 1800–1850. Von <i>Dieter Hein</i>	671
Corporation Law and Changes in Marriage Behavior in the Nineteenth Century. By <i>Harold James</i>	691
Bürgerschaft und Theaterbau in Gießen. Von <i>Helmut Berding</i>	699
„Rousseauismus“ im deutschen Liberalismus. Der Gemeindebegriff von Hugo Preuß und seine Traditionen. Von <i>Peter Blicke</i>	709
Ein Bürger sein? Dolf Sternbergers Besichtigung des bürgerlichen Erbes. Von <i>Barbara Wolbring</i>	721
Danksagung	731
Abkürzungsverzeichnis	732



Zum Geleit

Am 3. Dezember 2006 vollendet der Historiker Lothar Gall sein 70. Lebensjahr. Das Datum bietet Anlaß, den Jubilar mit einer Festschrift zu ehren. Sie vereinigt 52 Beiträge von ganz unterschiedlicher Thematik, mit denen die Autoren den Freund, Kollegen und akademischen Lehrer beglückwünschen möchten.

„Historie und Leben“ lautet der Titel der Festgabe. Er verweist darauf, daß Lothar Gall niemals ausschließlich die Zunft der Historiker als Adressatin seiner gelehrten Arbeit im Auge hat. Stets richtet er sich vielmehr, in seinen zahlreichen Monographien zumal, an das gebildete Publikum. Und daß es diesen Typus des an gelungener Geschichtsschreibung interessierten Lesers nach wie vor tatsächlich gibt, beweisen die stattlichen Auflageziffern seiner Bücher. Mehr noch: In großen historischen Ausstellungen zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, für die Lothar Gall in Berlin, Bonn und Frankfurt am Main die maßgebliche Verantwortung hatte, ist er als ein Historiker hervorgetreten, der Geschichte nicht allein zu erforschen und darzustellen, sondern darüber hinaus auch sinnlich erfahrbar zu machen und anschaulich vor Augen zu führen versteht.

Niemals ist er darüber jedoch zu einem Medienprofessor geworden; beharrlich hat er beispielsweise zu den wohlfeil flüchtigen Veranstaltungen der sogenannten Talkshows des Fernsehens Distanz gehalten. Ja, wohl kaum ein anderer Repräsentant der Geschichtswissenschaft vertritt mit solcher Entschiedenheit wie er die Autonomie der Wissenschaft gegenüber den zunehmend verlangenden Forderungen und Eingriffen der Politik, der Öffentlichkeit und der Wirtschaft.

Dabei kennt Lothar Gall beileibe keine Berührungsscheu gegenüber den allgemeinen Zusammenhängen des Lebens. Vielmehr handelt er, ganz im hergebrachten Sinne einer inzwischen beinahe schon vergangenen Tradition, als ordentlich-öffentlicher Professor: Er stellt sein Wissen, in stets verständlicher Form, zur Verfügung, legt freilich peniblen Wert auf den gerade für die Existenz der Wissenschaft überlebensnotwendigen Abstand gegenüber den Interessen der Gesellschaft. Gerade deshalb erfährt er womöglich, weil er das eine mit dem anderen nicht zu verwechseln bereit ist, von seiten der „anderen Welt“ durchweg hohe Anerkennung: Mit der Verleihung des Großen Verdienstkreuzes mit Stern hat sein Dienst für Staat und Gesellschaft die gebührende Würdigung gefunden.

Was aber sein Eintreten für wissenschaftliche Unabhängigkeit angeht, so ist der im ostpreußischen Lötzen Geborene und in der Internatsschule Schloß Salem Erzogene ganz der Schüler des von ihm zeitlebens verehrten Münchener Historikers Franz Schnabel, von dem er im Jahre 1960 mit einer Darstellung über den französischen Liberalen Benjamin Constant promoviert wurde. Mit dankbarem Respekt spricht er zudem von dem Kölner Historiker Theodor Schieder, unter dessen Anleitung er sich 1967 mit einer Studie über den badischen Liberalismus im 19. Jahrhundert habilitiert hat. Dissertation und Habilitationsschrift verweisen auf eines der großen Forschungsfelder, die Geschichte des europäischen Liberalismus, das der mit 31 Jahren zum Ordinarius der Neueren Geschichte an die Universität Gießen Berufene auch auf seinen Stationen als ordentlicher Professor in Berlin, in Oxford und in Frankfurt am Main durchgehend bestellt hat.

Der Johann Wolfgang Goethe-Universität aber hat er, unter Ablehnung ehrenvoller Einladungen und Rufe, an andere Universitäten zu wechseln, die Treue gehalten: Hier wurde das von Beginn an für seine Forschungen erkenntnisbestimmende Interesse für die Geschichte des Bürgertums im Zeitraum vom 17. bis 20. Jahrhundert, für die europäische Geistesgeschichte der Neuzeit und für die Geschichte der Nation und des Nationalstaates in Europa, das sich in seiner Studie „Von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft“ ebenso verdichtet hat wie in seiner Darstellung „Europa auf dem Weg in die Moderne 1850–1890“, ganz organisch sozusagen, durch eine Hinwendung zur Unternehmens- und Wissenschaftsgeschichte fortentwickelt und erweitert.

Weit über die eigene Disziplin hinaus bekanntgeworden ist Lothar Gall mit seiner in beinahe alle Kultursprachen übersetzten Bismarck-Biographie, einem gelehrten Bestseller, der sich im übrigen mit einem der entschiedensten Gegner des Liberalismus auseinandersetzt. Vorteilhafte Beachtung gefunden hat auch sein Werk „Bürgertum in Deutschland“, das die Geschichte der Familie Bassermann darstellt. Die anspruchsvoll verfaßte Erzählung über den kraftvollen Aufstieg einer wirtschaftsbürgerlichen Dynastie und ihr sublim schöpferisches Ende, das der Autor in der Existenz des großen Schauspielers Ernst Bassermann verkörpert sieht, erinnert einen zuweilen, ungeachtet der zweifellos ganz erheblichen Unterschiede im Hinblick auf den abgehandelten Untersuchungsgegenstand und das wissenschaftliche Genus der Darstellung, an die „Buddenbrooks“ von Thomas Mann, den der Jubilar so unverkennbar schätzt. Ja, auch seine Monographie über die Krupps und den Aufstieg eines Industrieimperiums sowie seine Biographie über den Bankier Hermann Josef Abs führen den Leser immer wieder in die Welt eines am Ende des 20. Jahrhunderts fast schon nicht mehr existierenden Bürgertums, dem die kritische Sympathie des Autors offensichtlich gehört.

Es ist nicht zuletzt diese stets verhalten artikulierte Neigung Lothar Galls, die seine tiefe Verbundenheit mit der Universität und der Stadt Frankfurt am Main erklären mag, von deren bürgerlicher Liberalität und gelassener Urbanität er sich immer wieder aufs neue angetan zeigt. In diesem Sinne aber werden ihm „Historie und Leben“ zur sinnvollen Einheit: Sein weltläufiger Lebensstil konveniert mit einem wissenschaftlichen und literarischen Werk, das durch schöpferische Hinwendung zur Kunst, zur Musik vor allem, ja zur Kultur schlechthin, Entgrenzung und Überhöhung in einem findet: „Darin war er ganz ein Kind des Bürgertums“, schreibt er über Hermann Josef Abs und gibt damit zugleich ein Bild seiner selbst, „ein Bürger alten Stils, für den Teilhabe an diesen Lebensbereichen zu den existenzbestimmenden Selbstverständlichkeiten und zugleich zu den Verpflichtungen jedes, wie die altertümliche Formel lautete, ‚gebildeten Menschen‘ gehörte“. Allein, sein Bekenntnis zum bürgerlichen Liberalismus und zum liberalen Bürgertum hat sich zu keiner Zeit in die Selbstgenügsamkeit bourgeoiser Sekurität verwandelt. Geprägt wurde es vielmehr von jenem nicht endenden Streben nach kultivierter Vervollkommnung, das die individuelle Entfaltung als annäherungsweise Befreiung vom Zwang der Verhältnisse begreift. Mit anderen Worten: Die Gefährdung, das Risikohafte, die Kontingenz des Lebens hat der Historiker Lothar Gall zu keiner Zeit verkannt. Im lebendigen Bewußtsein aber, daß das Dauerhafte der Geschichte in ihrem Wandel liegt, verläßt ihn, dem das biographische Genus so

meisterhaft zur Verfügung steht, niemals die nachdenkliche Frage nach der anthropologischen Natur des Menschen und begleitet ihn, den Liebhaber der Werke Gottfried Benns, stets jene prophylaktische Grundskepsis, die ihn freilich nicht untätig verzagen, sondern gerade im Wissen von aller Vorläufigkeit menschlichen Tuns tatkräftig handeln läßt.

Vor diesem Hintergrund hat er zahlreiche verantwortliche Positionen in der wissenschaftlichen Welt erfolgreich wahrgenommen – allem voran als Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands und als Vizepräsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Nach wie vor steht er als Präsident an der Spitze der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und leitet als Vorsitzender das Kuratorium des Historischen Kollegs in München. Anders als für manch einen sind ihm die vielfachen Funktionen in der sogenannten scientific community jedoch nicht zur eigentlichen Aufgabe geworden, hat er das Abgeleitete und Dienende zu keiner Zeit für das Ursprüngliche und Wesentliche gehalten: Priorität hatte und hat immer die gelehrte Tätigkeit am Schreibtisch und auf dem Katheder, das geschriebene und gesprochene Wort als Ertrag stetig vorgebrachter Forschung.

Daß Lothar Gall als Repräsentant der Geschichtswissenschaft, der seit nunmehr über 30 Jahren die renommierte „Historische Zeitschrift“ herausgibt, im Jahr 1993 den Balzan-Preis erhielt, der nicht selten als Nobelpreis für Geisteswissenschaften charakterisiert wird, demonstriert die Wertschätzung für ein wissenschaftliches Werk, dem die Synthese zwischen Leopold Ranke und Max Weber gelungen ist, das Begriff und Anschauung verbindet, das sich durch Sachkenntnis und Stilkunst gleichermaßen auszeichnet – und das ganz ohne Zweifel, denkt man nur an die literarischen Pläne des Jubilars, dabei ist, fruchtbar voranzuschreiten. Auch im Sinne der damit verbundenen Erwartungen legen wir diese Festschrift vor: ad multos annos!

Die Herausgeber

Geschichte als Wissenschaft

Herodot und Thukydides

Geschichte und Geschichtsschreibung im 5. Jahrhundert v. Chr.

Von

Klaus Bringmann

Geschichtsschreibung ist eine späte Frucht am Baum der griechischen Literatur.¹ Ihr gingen nicht nur alle wesentlichen Gattungen der Dichtung – Epik, Lyrik und Drama – voraus: Auch in dem Prozeß der im 6. Jahrhundert v. Chr. beginnenden Entstehung einer der bloßen sachlichen Mitteilung dienenden Prosaliteratur ist das Geschichtswerk eine verhältnismäßig junge Erscheinung. Priorität kam auf diesem Feld der theoretischen und praktischen Naturerklärung, der Naturphilosophie, der Geographie und der Ethnologie, zu. Die Historien Herodots, entstanden im 3. Viertel des 5. Jahrhunderts v. Chr., waren das erste Geschichtswerk, und dieses war sogleich, den homerischen Epen vergleichbar, ein großer Wurf. Cicero nannte Herodot mit gutem Grund den „Vater der Geschichtsschreibung“.² Doch kaum ein Menschenalter nach dem Erscheinen der Historien unterzog Thukydides seinen Vorgänger einer Fundamentalkritik und warf ihm vor, ein unkritischer Nacherzähler anfechtbarer Legenden zu sein, dessen Geschichten eher die Hörlust als das Bedürfnis nach historischer Erkenntnis befriedigten.

Dieser Befund wirft eine Reihe von Fragen auf, die auf begrenztem Raum zu beantworten allenfalls in Form eines Essays möglich ist. Die Fragen, um die es hier geht, sind folgende: Wie kam es, daß die Geschichte erst verhältnismäßig spät in das Visier des sonst immer wachen Erkenntnisinteresses der Griechen geriet? Welche Umstände veranlaßten Herodot zu seinem bahnbrechenden Werk, welche Absichten verfolgte er, und wie stand es um die Möglichkeiten, die Geschichte einer fernerer Vergangenheit zu erkunden? Und schließlich: warum schritt Thukydides eine Generation nach Erscheinen der Historien Herodots zu einer

¹ Wegen des begrenzten zur Verfügung stehenden Raumes ist es notwendig, Zitate und Literaturnachweise auf ein Minimum zu beschränken. Vorab sei auf vier Werke verwiesen, die den Zugang zu dem komplexen Gegenstand und zur wissenschaftlichen Literatur öffnen: Am ausführlichsten und am stärksten problemorientiert ist *Kurt von Fritz*, *Die griechische Geschichtsschreibung I: Von den Anfängen bis Thukydides*. 2 Teilbde. Berlin 1967 (mehr nicht erschienen); aus Vorlesungen des Autors ist das Buch von *Wolfgang Schadewaldt*, *Die Anfänge der Geschichtsschreibung bei den Griechen. Herodot – Thukydides*. Tübinger Vorlesungen 2. 4. Aufl. Frankfurt am Main 1995, hervorgegangen; schließlich ist auf zwei neuere, verhältnismäßig knapp gehaltene Gesamtdarstellungen zu verweisen, die erste von einem klassischen Philologen, die zweite von einem Althistoriker: *Otto Lendle*, *Einführung in die griechische Geschichtsschreibung. Von Hekataios bis Zosimos*. Darmstadt 1992, und *Klaus Meister*, *Die griechische Geschichtsschreibung. Von den Anfängen bis zum Ende des Hellenismus*. Stuttgart 1990.

² Cicero, *De legibus* I, 5.

grundlegenden Neubestimmung der Aufgaben des Historikers, deren Reflex die kritische Distanzierung vom „Vater der Geschichtsschreibung“ ist?

Die erste Frage ist verhältnismäßig leicht zu beantworten, wie mir scheint. Es war der spezifische Charakter der Geschichte der archaischen Zeit, der das Bedürfnis nach einer schriftlichen Fixierung historischer Ereignisse gar nicht erst aufkommen ließ. Begünstigt durch die weltpolitische Windstille waren die Griechen vom 8. bis in das 6. Jahrhundert v. Chr. hinein sich weitgehend selbst, d. h. der Ausbildung und kolonialen Erweiterung einer kleinteiligen Staatengesellschaft, überlassen.³ Dies alles bot keinen Stoff, der es mit dem Gegenstand der homerischen Epen hätte aufnehmen können. Die Ilias erzählte von einer großen gemeinschaftlichen Unternehmung aller Griechen gegen Troia und von den Heldentaten der Heroen einer ganz Griechenland umspannenden Adelswelt. Dieses Meisterwerk der Dichtung war das Medium der gemeinsamen Erinnerung an eine große Zeit. Alles Spätere, die Alltagsroutine kleiner Stadtstaaten und ihre begrenzten Nachbarschaftskonflikte, fand allenfalls einen Niederschlag in partikularer mündlicher Überlieferung.

Die Geschichte der archaischen Epoche war freilich nicht nur durch den Partikularismus einer vielteiligen Staatenwelt geprägt, sondern ebenso durch die Existenz einer die Grenzen der einzelnen Polis transzendierenden Adelsgesellschaft, die ihre Ursprünge auf die Heroen und Götter Griechenlands zurückführte. Von den Heroen und Göttern aber handelte der Mythos. In diese komplizierte Welt der Mythen Ordnung mittels Klärung der Verwandtschaftsverhältnisse und der Abfolge der Generationen zu bringen, entsprach einem gemeinsamen Interesse des griechischen Adels an den eigenen Wurzeln, und so erklärt es sich, daß im Unterschied zur Geschichte im engeren Wortsinn der genealogische Zusammenhang von Göttern, Heroen und Menschen das Interesse an einer Erklärung der Welt in gleicher Weise wie die physische Natur des Kosmos und die Gestalt der Erde weckte. Im Werk des Hekataios von Milet, der um die Wende vom 6. zum 5. Jahrhundert eine Erdbeschreibung und eine Genealogie verfaßte, tritt dieser doppelte Aspekt späarchaischer Welterklärung exemplarisch in Erscheinung.⁴ Das Erkenntnisinteresse galt im besonderen Maße den Ursprüngen der kosmischen und der menschlichen Welt, und soweit die letztere in Betracht kam, lagen die Ursprünge im Mythos, in dem unerschöpflichen Schatz exemplarischer Taten und Leiden der Heroen, aus dem die Tragödiendichter Athens im 5. Jahrhundert schöpften.

Von einer Geschichtsschreibung im Sinne Herodots war die späarchaische Zeit noch denkbar weit entfernt, und es führt, wie mir scheint, in die Irre, wenn in

³ Vgl. hierzu den grundlegenden Aufsatz von *Alfred Heuß*, Die archaische Zeit Griechenlands als historische Epoche, in: *A & A* 2, 1946, 26–62, wiederabgedr. in: Fritz Gschnitzer (Hrsg.), *Zur griechischen Staatskunde*. Darmstadt 1969, 36–96, sowie in: *Alfred Heuß*, *Gesammelte Schriften in drei Bänden*. Hrsg. v. Jochen Bleicken. Bd. 1. Stuttgart 1995, 2–38.

⁴ Die Fragmente sind mit Kommentar ediert von *Felix Jacoby*, *Die Fragmente der griechischen Historiker*. T. 1. Neudr. Leiden 1957, Nr. 1; ebenfalls vorherodoteisch sind Akusilaos von Argos und Pherekydes von Athen (Jacoby Nr. 2 und 3). Werke zur Genealogie sind noch bis ins vierte Jahrhundert verfaßt worden (Jacoby Nr. 4–14). Sie gehören nicht zur Geschichtsschreibung, sondern stellen eine eigene Gattung der Prosaliteratur dar.

modernen Darstellungen der Geschichte der griechischen Historiographie die Verfasser von Genealogien, die sogenannten Logographen, wie sie nach dem Vorgang Georg Friedrich Creuzers genannt werden, als Vorläufer Herodots figurieren.⁵ Die Entstehung des ersten griechischen Geschichtswerks war an die Voraussetzung von Ereignissen geknüpft, die den Griechen eine neue gemeinschaftliche Erfahrung und ihrer Geschichte eine neue Wendung gaben: an den Einfall der Perser und die geglückte Abwehr der drohenden Unterwerfung. Dieses Geschehen und seine Vorgeschichte, die Expansion des von Kyros II. gegründeten Perserreiches, machte Herodot zum Gegenstand eines Geschichtswerkes, nicht unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse, sondern aus dem Abstand einer Generation, als nicht mehr die Perserkriege, sondern der athenisch-spartanische Dualismus das öffentliche Bewußtsein bestimmte. Zur Zeit der Perserkriege waren dramatische Darstellungen des Geschehens auf die Theaterbühne Athens gelangt. Dort fand noch vor dem Einfall Dareios' I. nach Attika (490 v. Chr.) der erste Einbruch der Zeitgeschichte in die Domäne des Mythos statt. Dareios' Invasion war die Antwort auf die Unterstützung, welche die Athener der Stadt Milet, dem Zentrum des Ionischen Aufstandes gegen die Perser, gewährt hatten. Diese Unterstützung hatte nicht verhindern können, daß die Perser im Jahre 494 Milet eroberten, die Stadt zerstörten und einen Teil der Bevölkerung an den Persischen Golf deportierten. Im folgenden Jahr wurde in Athen das Drama „Der Fall Milets“ aus der Feder des Tragödiendichters Phrynichos aufgeführt und löste die stärksten Emotionen aus.⁶ Die Zuschauer brachen, so wird berichtet, in Tränen aus, vermutlich aus Scham über vorenthaltene Hilfeleistung und Trauer über den Untergang der ‚verwandten‘ ionischen Stadt. Diese Reaktion besaß damals, als die Frage, wie sich Athen zu der persischen Forderung nach Unterwerfung verhalten solle, die Bürgerschaft spaltete, erhebliche politische Bedeutung und zog ihrem Urheber, dem Dichter, die hohe Strafe von 1 000 Drachmen und seinem Stück das Verbot der Wiederaufführung zu. Aber als die persische Gefahr endgültig abgewendet war, ließ Themistokles, der Sieger von Salamis, als Chorege die Niederlage der Perser in den von demselben Phrynichos verfaßten „Phoinikerinnen“ im Jahre 476 auf die Bühne bringen.⁷ Vier Jahre später wurden die „Perser“ des Aischylos aufgeführt. Beide Stücke stellten das Leiden derjenigen in den Mittelpunkt, deren Angehörige vor Salamis geschlagen worden waren; in dem Stück des Phrynichos

⁵ Georg Friedrich Creuzer, *Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung*. Leipzig 1803, 21–49, und die Ergänzung in der 2. Aufl. Leipzig 1845, 265–276. Dort beruft sich der Autor auf den Sprachgebrauch in Thukydides I, 21,4 und Polybios VII, 7,1. An beiden Belegstellen sind jedoch mit der Bezeichnung Logograph, die eigentlich den Prosaschriftsteller im Gegensatz zum Dichter bezeichnet, Historiker gemeint, Thukydides denkt an seinen Vorgänger Herodot. Obwohl der Irrtum Creuzers schon 1866 korrigiert worden war (vgl. den Hinweis bei Joachim Classen, *Thukydides I*. 3. Aufl. Berlin 1879, 265 zu Thukydides I, 21,4), ist die Gleichsetzung der Logographen mit den Verfassern von Genealogien noch immer verbreitet – trotz des Einspruchs von Kurt von Fritz: „Die Vorstellung ist irreführend, die Bezeichnung sollte vermieden werden“ (in: *Lexikon der Alten Welt*. Zürich 1965, s. v. Logographen [I]).

⁶ Vgl. Herodot VI, 21,2.

⁷ Zu den Phoinikerinnen des Phrynichos als Vorbild der Perser des Aischylos s. Glaukos von Rhegion in der Hypothesis zu Aischylos' Persern.

sind es die Frauen und Töchter der phoinikischen Seeleute, die das Gros der persischen Flottenmannschaft gestellt hatten, bei Aischylos die Mutter des Xerxes und der persische Kronrat. Aischylos hat die persische Niederlage, die in den „Persern“ ebenso wie in den „Phoinikerinnen“ des Phrynichos durch Botenberichte geschildert wird, als göttliche Strafe für die Hybris des Xerxes gedeutet, der sich verfehlte, indem er die dem Menschen von den Göttern gesetzten Grenzen überschritt.⁸ Damit war der Handelnde der Zeitgeschichte wie die Helden des Mythos in die sich aus theonomer Weltansicht ergebende tragische Perspektive gestellt und eine Brücke geschlagen zwischen der Deutung der mythologischen Ursprünge und der Gegenwart des Dichters. Das blieb in dieser Form freilich Ausnahme. Der Eindruck, den das Wunder von Salamis erregt hatte, verblaßte, die Dramatiker griffen wieder wie gewohnt zu den Stoffen des Mythos und brachten die Anliegen ihrer Zeit in der Maske des Alten auf die Bühne Athens.⁹

Das Werk Herodots ist erst entstanden, als das Kampfbündnis zwischen Athen und Sparta längst in Rivalität und Krieg umgeschlagen war. Herodot arbeitete an dem Werk noch zu Beginn des Peloponnesischen Krieges¹⁰, und er hat im Rückblick die gesamte Zeit, von der sein Werk handelt und in der es geschrieben ist, unter ein düsteres Verdikt gestellt: „Über Hellas kam zur Zeit des Dareios, des Sohnes des Hystaspes, und des Xerxes, des Sohnes des Dareios, und des Artaxerxes, des Sohnes des Xerxes, also innerhalb dreier Menschenalter (522–425 v. Chr.) mehr Unglück als in den zwanzig Menschenaltern vor der Zeit des Dareios. Teils brachten die Perser dies Unglück über Hellas, teils die führenden (griechischen) Mächte, die Krieg um die Vorherrschaft führten.“¹¹ Dies letztere, die Geschichte seiner eigenen Zeit, hat Herodot beiseite gelassen und sich derjenigen Vergangenheit zugewandt, welche die Voraussetzungen für die maritime Machtbildung Athens und die Rivalität mit Sparta geschaffen hatte, und er schrieb zu einer Zeit, als die Erinnerung an den gemeinsam errungenen Sieg über die Perser bereits zu schwinden drohte. Dem wollte Herodot entgegenwirken, wie er an programmatischer Stelle, im Proömium seines Werkes, zu erkennen gibt: „Dies ist des Halikarnassiers Herodot Darlegung seiner Erkundung, damit weder das von Menschen Geschehene mit der Zeit verblasse noch große und bewundernswerte Taten, die entweder Griechen oder Barbaren verrichtet haben, ihres Ruhmes verlustig gehen, vor allem aber aus welcher Ursache sie miteinander in Krieg gerieten.“¹² Es ging dem Historiker also nicht einfach um die Erinnerung an vergangenes Geschehen, sondern, wie er seine erste Aussage präzisiert, um die Bewahrung des Ruhmes großer Taten, die von Griechen oder Barbaren, und zwar, wie man hinzufügen muß, in der Zeit der Perserkriege und ihrer Vorgeschichte, vollbracht worden waren, und er gibt dabei der Frage nach der Ursache des großen Krieges, auf dessen Darstellung sein Werk hinausläuft, die oberste Priorität. Darin stecken ein Wert-

⁸ Vgl. die Deutung der persischen Niederlage aus dem Munde des Dareios in Aischylos, *Perser* 739–842.

⁹ Vgl. *Christian Meier*, *Die politische Kunst der griechischen Tragödie*. München 1988.

¹⁰ Anspielungen auf die Anfänge dieses Krieges finden sich in VI, 91,1; VII, 137,3; 233,2 und IX, 73,3.

¹¹ Herodot VI, 98,2.

¹² Herodot I, prooem.

urteil über die Bedeutung der Perserkriege und zugleich ein Hinweis auf den entscheidenden Paradigmenwechsel der Betrachtungsweise, der Herodot zum ersten Historiker der griechischen Geschichte machte. Er setzte der Herleitung der Perserkriege aus dem gegenseitigen Unrecht, das sich Griechen und Barbaren nach den Erzählungen des Mythos angetan hatten, ein Ende und verlegte die Frage nach der Ursache auf die Ebene überprüfbarer historischer Fakten. Nachdem er die dem Mythos entlehnten Schuldversionen der Perser und Phoiniker vorgeführt hat, fährt er wie folgt fort: „Ich selber will nicht entscheiden, ob es so oder anders gewesen ist. Aber den Mann will ich nennen, von dem ich sicher weiß, daß er es war, der mit den Feindseligkeiten gegen die Hellenen den Anfang gemacht hat.“¹³ Dieser Mann war der Lyderkönig Kroisos, der die griechischen Städte Westkleinasiens seiner Herrschaft unterworfen hatte und dann selbst dem Begründer des Perserreiches Kyros II. unterlegen war. Die Expansion dieses Reiches bestimmt die Struktur der Historien, die, wie gesagt worden ist, einem gewaltigen Flußsystem gleichen.¹⁴ In den Hauptstrom, der Geschichte der Ausbreitung des Perserreiches, geht in chronologischer Folge die Beschreibung der Länder und Völker ein, die unter persische Herrschaft fielen (I,6–V,22), bis im zweiten Teil, beginnend mit der Schilderung des Ionischen Aufstandes, das Ganze in der ausführlichen Darstellung der Geschichte der Perserkriege mündet (V,23–IX,122). Die Erzählung umfaßt einen Zeitraum von drei Menschenaltern (etwa 560–478 v. Chr.) und einen Raum, der von dem iranischen Hochland bis nach Griechenland und vom Land der Skythen am Schwarzen Meer bis an die Südgrenze Ägyptens reicht. Aus dieser räumlichen und zeitlichen Dimension ergaben sich, wie leicht einzusehen ist, für den Historiker diffizile Forschungsprobleme. Herodot verfügte nicht über die Sprachkenntnisse, um die Schriftquellen Ägyptens und des Alten Orients auswerten zu können, und in Griechenland existierte schlechterdings keine historische Überlieferung in Schriftform. So war der erste Historiker, wie er selbst bezeugt, ganz auf Autopsie, was Länder und Völker, und auf Zeugenbefragung, was Geschichte anbelangt, angewiesen.¹⁵ Er begab sich, vermutlich in der Zeit zwischen 456 und 444 v. Chr., auf ausgedehnte Forschungsreisen, die ihn nach Ägypten, Phoinikien und Mesopotamien sowie nach Norden in das Land der Skythen und nach Griechenland führten.¹⁶ Im Orient, in Ägypten und bei den Skythen war er bei seinen Erkundungen auf Dolmetscher angewiesen. Abgesehen davon, daß er keine Möglichkeiten hatte, die Zuverlässigkeit der Übersetzungen zu überprüfen, bestand das Hauptproblem seiner historischen Forschungsmethode in der Abhängigkeit von Gewährleuten, die in aller Regel keine Zeitzeugen, sondern Übermittler von Traditionsbeständen waren, die auf mündlicher Überlieferung beruhten. Wie diese zustande gekommen war oder wie

¹³ Herodot I, 5,3.

¹⁴ Otto Regenbogen, Herodot und sein Werk, in: ders., Kleine Schriften. Hrsg. v. Franz Dirlmeier. München 1961, 71; vgl. 95 sowie Schadewaldt, Anfänge (wie Anm. 1), 141–143.

¹⁵ Die Unterscheidung ist im sogenannten Ägyptischen Logos an der Schnittstelle zwischen dem Bericht über Land und Leute auf der einen und über die Geschichte Ägyptens auf der anderen Seite *expressis verbis* vorgenommen: Herodot II, 99,1.

¹⁶ Näheres dazu bei von Fritz, Griechische Geschichtsschreibung (wie Anm. 1), 123–127.

die Widersprüche unterschiedlicher Versionen der mündlichen Überlieferung aufzulösen seien – mit diesen und anderen Erkenntnisproblemen war Herodot konfrontiert, und er hat sich, glücklicherweise, dafür entschieden, das wiederzugeben, was ihm erzählt wurde. Auf dieser Entscheidung beruhen die Vielfalt und der Reichtum der in das Werk eingegangenen Traditionsbestände, aber auch die nicht erst von modernen Historikern festgestellten Defizite an historischer Kritik.¹⁷ Er selbst hat anlässlich der verschiedenen Versionen, die über die Beziehungen der Argiver zu den Persern umliefen, sein Dilemma und die von ihm gewählte Minimallösung so umschrieben: „Ob nun Xerxes einen Boten, der dies sagte, nach Argos schickte und die Gesandten hierauf nach Susa zogen und Artaxerxes (Xerxes' Sohn und Nachfolger) hinsichtlich der Freundschaft befragten, kann ich nicht mit Sicherheit sagen, noch gebe ich eine andere Meinung über die Vorgänge ab, als dies die Argiver selbst tun... Ich bin verpflichtet zu erzählen, was erzählt wird, es zu glauben bin ich nicht verpflichtet, und dieser Satz soll für mein ganzes Werk gelten. Denn auch das wird erzählt, daß es die Argiver gewesen seien, die die Perser nach Griechenland riefen, da ihr Kriegsglück gegen die Lakedaimonier schlecht stand, indem sie also alles ihrer damaligen Not hintanstellten...“¹⁸ Der Vater der Geschichtsschreibung kam also den Widersprüchen der ihm vorliegenden Informationsquellen nicht bei, und nicht zu Unrecht heißt es in einem der führenden modernen Werke zur Geschichte der griechischen Historiographie: „Eine flüchtige Durchsicht des Werkes Herodots enthüllt sogleich, daß eine konsequent und systematisch angewendete Methode der Forschung und der historischen Kritik ... bei ihm kaum festzustellen erscheint“ (sic! gemeint ist wohl: feststellbar erscheint).¹⁹

Auch in den wenigen Fällen, in denen Herodot schriftlichen Quellen folgte, ist die Berechtigung dieses Verdikts mit Händen zu greifen. Als er im dritten Buch Beratungen der persischen Großen über die künftige Regierungsform des Reiches schilderte, folgte er einem sophistischen Traktat, in dem die Vorzüge und Mängel von Demokratie, Aristokratie und Monarchie erörtert wurden, und er tat das vermutlich, weil seine Quelle eine sophistische „zweifache Rede“ über die Vorzüge und Nachteile der drei Verfassungstypen des 5. Jahrhunderts in eine Rahmen-erzählung eingefügt hatte, die am Vorabend der Thronbesteigung Dareios' I. im Jahre 522 spielt: „Als der Lärm sich gelegt hatte und fünf Tage vergangen waren, hielten (die persischen Großen), die sich gegen die Magier erhoben hatten, über

¹⁷ Das gilt bereits für Thukydides, dessen Methodenkapitel (I, 22) von der immanenten Kritik an Herodot bestimmt ist (s. dazu unten). Cicero nennt zwar Herodot den „Vater der Geschichtsschreibung“, spricht aber im gleichen Atemzug von zahllosen Legenden, die sein Werk enthält: „...et apud Herodotum patrem historiae ... sunt innumerabiles fabulae“ (De legibus I,5).

¹⁸ Herodot VII, 152,1-3.

¹⁹ von Fritz, Griechische Geschichtsschreibung (wie Anm. 1), 419; in Fortsetzung des oben zitierten Satzes heißt es: „Bald erzählt Herodot höchst seltsame und unglaubliche Geschichten ohne ein Wort der Kritik, bald läßt er sich auf eine ausführliche Widerlegung einer ihm gemachten Angabe ein, bald stellt er verschiedene einander widersprechende Überlieferungen über ein Ereignis nebeneinander, ohne sich für die eine oder die andere Version zu entscheiden, bald entscheidet er sich ohne Angabe näherer Gründe, bald gibt er ausführlich die Gründe für seine Entscheidung an.“

die Regierung des Reiches Rat, und es wurden folgende Reden gehalten, die zwar einigen Hellenen ungläubwürdig erscheinen, aber dennoch gehalten worden sind.“²⁰

Herodot hatte mit einem scharfen Schnitt die Geschichte vom Mythos getrennt, aber sein Verfahren, das Überlieferte wiederzugeben, ob er es glaubte oder nicht, ob er Schriftzeugnisse vorfand oder mündlicher Überlieferung folgte, öffnete der historischen Legende Tür und Tor. Im Unterschied zu manchen Griechen nahm er keinen Anstand, die sophistische Fiktion einer Verfassungsdebatte der persischen Großen für bare Münze zu nehmen, aber er war alles andere als ein Historiker aus dem Geist der Sophistik. Seine Geschichtsdeutung war wie die der beiden großen Tragiker Aischylos und Sophokles einem theonomen Weltbild verpflichtet, das freilich der menschlichen Verantwortung weiten Raum ließ, aber er konnte die aischyleische Deutung des Sieges bei Salamis aus gegebenem Anlaß auch dazu gebrauchen, den Sieger von Salamis zu diskreditieren. Nach Herodot wollte Themistokles mit dem Hinweis, daß der Sieg über Xerxes nicht der eigenen Stärke, sondern den Göttern und Heroen geschuldet sei, die Athener von der Verfolgung der Perser abbringen, und dazu soll ihn der Hintergedanke bestimmt haben, sich beim Perserkönig einen Zufluchtsort für den Fall zu sichern, daß er in Athen in Ungnade falle.²¹ Dies ist eine Unterstellung, die aus Themistokles' späterem Lebensschicksal herausgesponnen ist. Der Sieger von Salamis hatte Sparta herausgefordert und war um das Jahr 470 mittels eines Ostrakismos aus Athen verbannt worden. Als er dann von Argos aus gegen Sparta weiter konspirierte, wurde den Athenern von spartanischer Seite eine fingierte hochverräterische Korrespondenz des Themistokles mit dem Perserkönig in die Hände gespielt. Daraufhin wurde er zum Tode verurteilt und floh zu Artaxerxes I., der ihn zum Stadtherrn von Magnesia am Mäander machte. Aus der trüben Quelle jener fingierten Korrespondenz zitiert Herodot die Botschaft des Themistokles an Xerxes, daß er ihn vor der Verfolgung durch die Athener gerettet habe.²² Der Historiker folgte also einer Tradition, die ihren Ursprung in den politischen Intrigen der Zeit zwischen 470 und 460 v. Chr. hat, als der Stratege Kimon und seine Anhänger sich für ein Zusammengehen mit Sparta und für eine Konzentration aller Kräfte auf die Offensive gegen das Perserreich erst gegen Themistokles und dann gegen Ephialtes und Perikles einsetzten. Dieser politischen Option blieb Herodot treu, obwohl oder gerade weil er wußte, daß angesichts der Umwandlung der Delisch-Attischen Symmachie in ein Herrschaftsinstrument Athens kaum noch jemand etwas von den historischen Verdiensten der Stadt in der Zeit der Perserkriege wissen wollte. Von Sparta spricht er trotz oder gerade wegen des Konfrontationskurses, mit dem Perikles Athen in den Krieg mit Sparta führte, mit sichtlicher Hochachtung, und die politische Großtat Athens war ihm die Rettung Griechenlands vor der persischen Herrschaft: „Ich muß daher offen meine Meinung sagen und darf die Wahrheit nicht verschweigen, so übel sie auch von den meisten Leuten

²⁰ Herodot III, 80,1; neuere Literatur zur Verfassungsdebatte bei *Meister*, Griechische Geschichtsschreibung (wie Anm. 1), 211f. Anm. 41.

²¹ Herodot VIII, 109,2–5.

²² Herodot VIII, 110,3.

aufgenommen werden mag: Hätte auch Athen den Angreifer gefürchtet, hätten die Athener ihre Stadt verlassen oder hätten sie sich samt ihrer Stadt Xerxes ergeben, so hätte kein Hellene gewagt, dem König zur See entgegenzutreten... Daher ist es nur die reine Wahrheit, wenn man die Athener die Retter von Hellas nennt. Der Lauf der Dinge hing allein davon ab, wie die Athener entschieden. Dadurch, daß ihre Wahl auf die Erhaltung der griechischen Freiheit fiel, weckten sie ganz Hellas zum Widerstand, soweit es nicht persisch gesinnt war, und ihnen ist nächst den Göttern die Zurückweisung des persischen Angriffs zu verdanken.“²³

Als Herodots Historien in den ersten Jahren des Peloponnesischen Krieges erschienen²⁴, müssen das Thema seines großen Geschichtswerkes und der Geist, in dem es geschrieben war, wie Botschaften aus einer vergangenen Welt gewirkt haben. Unter Perikles war Athen auf die Politik der Konfrontation mit Sparta umgeschwenkt, und die Außenpolitik der Stadt folgte dem Kalkül der Macht, dem gegenüber weder Moral noch Religion zählte. In diesem Milieu eines illusionslosen machtpolitischen Realismus war die Berufung auf Athens Verdienste bei der Abwehr der Perser ebenso müßig wie die Vorstellung eines göttlichen Eingreifens in den Lauf der Geschichte oder der Glaube an eine ausgleichende Gerechtigkeit, die menschliche Hybris zu Fall bringt. Diesen Zustand des politischen Bewußtseins reflektiert Thukydides in seiner Darstellung des Peloponnesischen Krieges.²⁵ Im sogenannten Melierdialog, in dem die athenischen Gesandten, auf das neue, von Sophisten auf den Begriff gebrachte Evangelium vom Recht des Stärkeren pochend, die Regierung der kleinen Inselpolis zur Kapitulation auffordern, wird von vornherein jede Berufung auf ein moralisches Recht zur Herrschaft oder auf Neutralität eliminiert: „Wir allerdings gedenken unsererseits nicht mit schönen Worten – etwa als Besieger der Perser seien wir zur Herrschaft berechtigt oder wir müßten erlittenes Unrecht jetzt vergelten – endlose und ungläubhafte Reden euch vorzutragen, noch dürft ihr meinen, wenn ihr sagt, obwohl Abkömmlinge Spartas, hättet ihr (den Spartanern) doch keine Heeresfolge geleistet oder ihr hättet uns nichts getan, sondern sucht das Mögliche zu erreichen nach

²³ Herodot VII, 139,1-5; zur Distanz Herodots von dem perikleischen Athen vgl. *Hermann Strasburger*, Herodot und das perikleische Athen, in: *Historia* 4, 1955, 1-25, wiederabgedr. in: Walter Marg (Hrsg.), *Herodot. Darmstadt 1962*, 574-608, sowie in: *Hermann Strasburger*, Studien zur Alten Geschichte. Hrsg. v. Walter Schmitthenner u. Renate Zoepffel. Bd. 2. Hildesheim 1982, 592-626.

²⁴ Im Jahre 425 parodierte Aristophanes verschiedene Stellen aus Herodots Historien in seinen damals aufgeführten *Acharnern*; vgl. *Meister*, Griechische Geschichtsschreibung (wie Anm. 1), 210 Anm. 14 mit Literatur. Teilweise wird auch damit gerechnet, daß das Werk erst gegen Ende des Archidamischen Krieges publiziert worden ist; vgl. *Lendle*, Einführung (wie Anm. 1), 41.

²⁵ Vgl. hierzu neben den in Anm. 1 genannten Arbeiten: *Karl Reinhardt*, Thukydides und Macchiavelli, in: *Von Werken und Formen*. Bad Godesberg 1948, 237-284, wiederabgedr. in: ders., *Vermächtnis der Antike*. Gesammelte Essays zur Philosophie und Geschichtsschreibung. Hrsg. v. Carl Becker. Göttingen 1960, 184-218; *Hermann Strasburger*, Die Entdeckung der politischen Geschichte durch Thukydides, in: *Saeculum* 5, 1954, 395-428, wiederabgedr. in: *Hans Herter* (Hrsg.), *Thukydides*. Darmstadt 1968, 412-476, sowie in: *Strasburger*, Studien zur Alten Geschichte (wie Anm. 23), 527-591; und *Franz Kiechle*, Ursprung und Wirkung der machtpolitischen Theorien im Geschichtswerk des Thukydides, in: *Gymnasium* 70, 1963, 289-312.

Maßgabe dessen, was wir wirklich denken; denn ihr wißt so gut wie wir, daß nach menschlicher Berechnung das Gerechte nur Anerkennung bei gleicher Nötigung findet, doch der Überlegene durchsetzt, was er kann, und der Schwächere es hinzunehmen hat.“²⁶ Und dem Vertrauen des Unterlegenen auf die Hilfe der Götter, die seiner gerechten Sache zuteil werden wird, antwortet auf athenischer Seite die Überzeugung, daß aller Wahrscheinlichkeit nach das Recht des Stärkeren als allgemeines Gesetz im Olymp nicht weniger gilt als auf Erden: „Nichts von dem, was wir fordern oder tun, widerspricht der Vorstellung der Menschen von der Gottheit und ihrem Betragen untereinander. Wir glauben nämlich, daß der Gott wahrscheinlich, der Mensch ganz sicher allezeit nach dem Zwang der Natur überall dort, wo er die Macht hat, herrscht. Wir haben dieses Gesetz weder aufgestellt noch als bestehendes zuerst befolgt, als gegebenes haben wir es übernommen und werden es als ein ewiges hinterlassen; wir befolgen es in dem Bewußtsein, daß auch ihr oder andere, die dieselbe Macht wie wir errungen haben, nach demselben Grundsatz verfahren würden. Von der Gottheit verlassen zu werden, brauchen wir also nach der Wahrscheinlichkeit nicht zu befürchten.“²⁷

Der Melierdialog ist gewiß nicht die getreue Wiedergabe des tatsächlich Gesagten – so wenig wie die zahlreichen sonstigen Reden es sind, die Thukydides' Geschichtswerk durchziehen –, sondern er ist nach Form und Inhalt ein Stück politischer Analyse aus dem Geist der Sophistik.²⁸ Thukydides wählte den Dialog als Medium einer Problemerkörterung, die dem Ziel dient, die Wahrheit der Dinge jenseits des Scheins der schönen Worte aufzudecken, und er benutzte die Lehre vom Recht des Stärkeren, deren universale Geltung er unter Rekurs auf die erkenntnistheoretischen Prinzipien der Erfahrung und der mit Hilfe des logischen Denkens erschlossenen Wahrscheinlichkeit demonstrierte. Die Sophisten lehrten die Kunst des Argumentierens vor Rat, Volksversammlung und Gericht, aber sie blieben nicht bei der Vermittlung der Techniken des Überzeugens und Überredens stehen, sondern beanspruchten auch, auf allen Wissensgebieten die Methoden der Wahrheitsfindung zu lehren. Thukydides übertrug sie auf die Erforschung der Geschichte seiner Zeit, und er teilte mit seinen Lehrmeistern die Überzeugung, daß Wahrheitssuche methodisch zu verfahren habe und die Methode ihrerseits der Rechenschaftspflicht unterliege. An der forensischen Praxis der athenischen Demokratie geschult, wußte er um die Notwendigkeit und die Unzuverlässigkeit von Zeugenaussagen. Entsprechendes galt für die Ermittlung historischer Fakten, für die er auf die Befragung von Zeugen angewiesen war. Die Erfahrung lehrte, daß das Erinnerungsvermögen lückenhaft oder einseitig war, und so griff er bei seinen Befragungen auf das bewährte forensische Prinzip des *audiatur*

²⁶ Thukydides V, 89.

²⁷ Thukydides V, 105.

²⁸ Zum Einfluß der Sophistik auf Thukydides s. *Meister*, Griechische Geschichtsschreibung (wie Anm. 1), 46–48; *Hans-Joachim Gehrke*, Thukydides und die Rekonstruktion des Historischen, in: A & A 39, 1993, 1–19; und *Klaus Bringmann*, Eine Revolution der griechischen Wissenskultur. Gorgias, Antiphon, die Dissoi Logoi und der Historiker Thukydides, in: Johannes Fried/Thomas Kailer (Hrsg.), Wissenskulturen. Beiträge zu einem forschungsstrategischen Konzept. (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel, Bd. 1.) Berlin 2003, 57–71, bes. 68–71.

et altera pars zurück. Was aber die Erforschung der fernerer Vergangenheit angeht, so stand Thukydides mit gutem Grund den Traditionen einer mündlichen Überlieferung mit großem Mißtrauen gegenüber. Zweimal hat er einen speziellen Fall, die Geschichte von Harmodios und Aristogeiton, aufgrund einer günstigen Quellenlage zum Anlaß genommen, nachzuweisen, daß die Erzählung vom Tyrannenmord und der Begründung der *Isonomia* in Athen nichts als eine sinnstiftende politische Legende war und die Mordtat aus rein privaten Motiven nicht den Tyrannen, sondern seinen Bruder getroffen hatte.²⁹ Thukydides brach der Erkenntnis Bahn, daß eine Erforschung der Ereignisse einer fernerer Vergangenheit beim Fehlen zuverlässiger Schriftzeugnisse unmöglich ist. Allenfalls waren hier Feststellungen über allgemeine Zustände auf der Grundlage aufschlußreicher Indizien möglich, und der Weg vom Indiz zur Rekonstruktion führte ganz so wie in der Praxis der Gerichtsrede über die logisch operierende Methode des Schließens und Ausschließens. In der sogenannten Archäologie³⁰ unterzog der Historiker die ältere griechische Geschichte unter der damals modern gewordenen Fragestellung der Entwicklung des Machtpotentials nach dieser Methode einer Prüfung und gelangte zu der Feststellung, daß in älterer Zeit weder die materiellen Verhältnisse noch der Grad politischer Organisation jene Machtakkumulierung ermöglicht hätten, die nach seiner Einschätzung den Peloponnesischen Krieg zum größten aller bis dahin geführten machte. Die Indizien, deren er sich bediente, waren die bei Grabungen erhobenen Befunde, die aus dem Schiffskatalog der Ilias entnommenen Angaben über das Fassungsvermögen der damaligen Schiffe, oder die in der homerischen Dichtung vorausgesetzten ‚primitiven‘ Lebensverhältnisse, die denen glichen, die zur Lebzeiten des Historikers in den unterentwickelten nordwestlichen Gebieten Griechenlands herrschten.

Feststellung des tatsächlich Geschehenen war demnach allenfalls für die jüngst vergangene Zeitgeschichte möglich. Zum Geschehen aber gehörten die Reden und Debatten, die den Entschlüssen und Handlungen vorausgingen und, je nach Umständen, die Motive der Handelnden offenlegten oder verhüllten. Den Wortlaut des Gesagten zu ermitteln aber war wegen der strukturellen Schwäche des Erinnerungsvermögens von Ohrenzeugen ganz unmöglich. Allenfalls ließ sich feststellen, wer für einen Kriegsbeschluß und wer dagegen gewesen war oder welcher Kriegsplan einer Befürwortung des Krieges zugrunde gelegen hatte. Doch als Schüler der Sophisten verstand es Thukydides, aus der Not des fehlenden Wissens die Tugend einer durchdringenden Analyse des Geschehens im Medium der Reden zu machen. Er bediente sich dabei wie seine Lehrmeister der Gesichtspunkte der Wahrscheinlichkeit und der Denknorwendigkeit, um den einzelnen Rednern die Gedanken und Argumente beizulegen, die nach seinem Urteil am ehesten der noch feststellbaren Gesamtintention des Gesagten und den jeweiligen Umständen entsprachen. Über dieses Verfahren hat er wie folgt Rechenschaft abgelegt: „Und was jede Seite mittels Reden vorbrachte, ob sie nun im Begriff waren, in den Krieg einzutreten, oder ob sie schon in ihn verwickelt waren, in seinem genauen Wortlaut zu behalten war schwierig, sowohl für mich (hinsichtlich dessen), was ich

²⁹ Thukydides I, 20,2 und (ausführlich) VI, 54–59.

³⁰ Thukydides I, 1,3–20.

selbst gehört hatte, als auch für meine Gewährleute von anderwärts. Wie aber nach meiner Meinung ein jeder über den gerade vorliegenden Gegenstand am ehesten das Notwendige getroffen hätte, so wird es von mir gesagt, wobei ich mich möglichst eng an die Gesamtintention des tatsächlich Gesagten halte.“³¹ Das Notwendige aber suchte der Historiker in einem allgemeinen anthropologischen Prinzip, dem Streben nach Machterhalt und Machterweiterung, ganz ähnlich wie die Naturphilosophen oder die Mathematiker der Zeit alles einzelne auf nicht weiter ableitbare Elemente beziehungsweise Axiome zurückführten. Niemand hat meines Wissens die Funktion der Reden im Werk des Thukydides so feinsinnig charakterisiert wie Leopold von Ranke in seiner Weltgeschichte: „Wir werden durch die Reden in die inneren Gegensätze eingeführt, welche die griechische Welt in Bewegung hielten; alle Theorie ist dabei vermieden; der Historiker selbst trägt keine solche vor. Wir werden mit der Wirklichkeit um so vertrauter; die Ansichten des Historikers treten selbst als Historie auf. Es ist ein Moment, in welchem sich die Historie mit der Redekunst, die damals in Athen in Blüthe stand, vereinigt.“³²

Damit ist genau der Punkt bezeichnet, in dem sich die Geschichtsschreibung des Thukydides mit der sophistischen Redekunst berührt. Die Sophisten lehrten, Zeugenaussagen und Indizien der Probe der Denknötwendigkeit und Wahrscheinlichkeit zu unterwerfen, und sie schärfen ihren Adepten ein, daß es bei jeder Rede und jeder Handlung darauf ankomme, sich nach den Orientierungsmerkmalen des jeweils Nützlichen und Schädlichen zu richten. Indem Thukydides eine genaue Feststellung der Faktizität mit ihrer analytischen Durchdringung mittels der von ihm nach Denknötwendigkeit und Wahrscheinlichkeit gestalteten Reden und Debatten verknüpfte, war er von dem stolzen Bewußtsein erfüllt, seinen Vorgänger weit hinter sich gelassen zu haben. Herodot hatte verhindern wollen, daß die großen Taten der Vergangenheit in Vergessenheit gerieten und des ihnen gebührenden Ruhmes verlustig gingen. Aber nach Thukydides hatte er das nicht angemessen geleistet, ja, wie man ergänzen darf, angesichts des zeitlichen Abstands, der ihn von der in seinem Werk dargestellten Geschichte trennte, gar nicht leisten können; und daß er, was Ursachenanalyse anbelangt, in den Augen seines Nachfolgers bloß ein Geschichtenerzähler, aber kein Historiker in dem von Thukydides begründeten Sinne war, bedarf keiner Worte. Der grundlegende Fortschritt, den Thukydides für sein Werk in Anspruch nimmt, liegt in der Übertragbarkeit der von ihm geleisteten Analyse, in der die Rückführung der genau erforschten Faktizität auf die allem Geschehen zugrunde liegende Antriebskraft des Machtstrebens geleistet war und die somit als Muster für die Analyse ähnlicher künftiger Konstellationen dienen konnte – oder in Thukydides' eigenen Worten: „Wer aber genau erkennen will, was gewesen ist und was künftig einmal gemäß der menschlichen Natur so oder so ähnlich wieder eintreten wird, der wird mein Werk für nützlich halten.“ Was er der Nachwelt hinterlassen wollte, war ein Geschichtswerk als Anleitung zur politischen Analyse. Mit dieser Zielsetzung berührt sich der Historiker mit der rhetorischen Argumentationslehre des von ihm

³¹ Thukydides I, 22,1.

³² Leopold von Ranke, Weltgeschichte. Bd. 1/2. 3. Aufl. Leipzig 1883, 51f.

bewunderten Sophisten Antiphon von Rhamnus, der festgestellt hatte, daß Vergangenes durch Indizien, Zukünftiges aber durch das Denken nach Wahrscheinlichkeitsgesichtspunkten erschlossen werde.³³ Im Geschichtswerk des Thukydides geschieht die Analyse des Geschehens in den Reden und Debatten, und diese bilden die Brücke, die von der Erkenntnis der Vergangenheit zu einem besseren Verständnis des Zukünftigen führt.

³³ Antiphon, Fr. 74 Thalheim = *Ludwig Radermacher*, *Artium Scriptores*, in: *Sitzungsberichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien* 227.3, Wien 1951, 79 Nr. 8 und 214f. Nr. C 36. Thukydides' Urteil über Antiphon, den Drahtzieher des oligarchischen Umsturzes von 411 v. Chr., findet sich in VIII, 68,1. Zu Antiphon und seinem geistigen Umfeld s. zuletzt *Klaus Bringmann*, *Rhetorik, Philosophie und Politik um 400 v. Chr. Gorgias, Antiphon und die Dissoi Logoi*, in: *Chiron* 30, 2000, 489–503, und *ders.*, *Revolution* (wie Anm. 28), 58–67.

Friedrich Rühls und die Berliner Akademie der Wissenschaften

Von

Heinz Duchhardt

In den bisherigen, sich in letzter Zeit häufenden Arbeiten zu dem Greifswalder Historiker Friedrich Rühls¹ hat dessen Zugehörigkeit zur Preussischen Akademie der Wissenschaften keine oder allenfalls eine marginale Rolle gespielt. Das Interesse an dem 1810 im Zuge der „Erstausrüstung“ der neugegründeten Universität nach Berlin berufenen Wissenschaftler, der schon 1820 gerade einmal 40jährig auf einer vorrangig aus Gesundheitsgründen angetretenen, aber auch zu wissenschaftlichen Recherchen genutzten längeren Italienreise verstarb, gründet sicher nicht nur in seiner stupenden wissenschaftlichen Produktivität und seinem gewaltigen Œuvre, mit dem er in mehrfacher Hinsicht bahnbrechend wirkte, sondern auch in der Tatsache, daß er in vielem für seine Generation stand: etwa in bezug auf seine dezidierte Frankophobie, die sich vor allem in seiner deutsch-französischen Beziehungsgeschichte aus dem Jahr 1815 artikulierte², oder in seinem kaum verhüllten Antisemitismus³, der im Vorfeld der sogenannten Hep-Hep-Bewegung durchaus auf öffentliche Resonanz traf⁴.

In Berlin entwickelte Rühls – was man bei seiner Berufung ja wohl auch von ihm erhofft hatte – eine Fülle von Aktivitäten, die, wenn man so will, 1817 dann auch durch die Ernennung zum preussischen Hofhistoriographen „honoriert“ wurden – für einen gebürtigen schwedischen Untertan sicher ein ganz ungewöhnlicher Aufstieg. So dachte Rühls neben seinen Berliner Kollegen Karl Friedrich

¹ Ich nenne hier aus der jüngeren Vergangenheit *Heinz Duchhardt*, Fachhistorie und „politische“ Historie: der Mediävist, Landeshistoriker, Kulturhistoriker und Publizist Friedrich Rühls, in: Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Peter Moraw. Hrsg. v. Paul-Joachim Heinig u. a. Berlin 2000, 715–730; *ders.*, Friedrich Rühls und die Anfänge der deutschen Finnlandistik im frühen 19. Jahrhundert, in: Finnland-Studien III. Hrsg. v. Edgar Hösch u. a. Wiesbaden 2003, 43–51; *Michael F. Scholz*, Der Historiker Christian Friedrich Rühls und die Ambivalenz der deutschen Nationalbewegung, in: Pro Finlandia 2001. Festschrift für Manfred Menger. Reinbek 2001, 125–139.

² Insbesondere in: *Friedrich Rühls*, Historische Entwicklung des Einflusses Frankreichs und der Franzosen auf Teutschland und die Teutschen. Berlin 1815; vgl. dazu *Heinz Duchhardt*, Friedrich Rühls (1779–1820) und die deutsch-französischen Beziehungen, in: Nation und Europa. Studien zum internationalen Staatensystem im 19. und 20. Jahrhundert (Festschrift für Peter Krüger). Hrsg. v. Gabriele Clemens. Stuttgart 2001, 61–66, sowie *ders.*, La Paix de Westphalie: de l'événement européen au lieu européen de mémoire? Stuttgart 1999.

³ U. a.: *Friedrich Rühls*, Über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht, in: Zeitschrift für die neueste Geschichte der Staaten- und Völkerkunde 3, 1815, 129–161; *ders.*, Das Märchen von den Verschwörungen. Berlin 1815.

⁴ Vgl. *Gerald Hubmann*, Völkischer Nationalismus und Antisemitismus im frühen 19. Jahrhundert: Die Schriften von Rühls und Fries zur Judenfrage, in: Antisemitismus, Zionismus, Antizionismus 1850–1945. Hrsg. v. Renate Heuer u. Ralph Rainer Wuthenow. Frankfurt am Main/New York 1997, 10–34.

Eichhorn und Friedrich Karl von Savigny sowie dem in diplomatischen Diensten verwendeten Altertumswissenschaftler Barthold Georg Niebuhr intensiv über die künftige Organisation der deutschen Geschichtswissenschaft nach und legte 1814 eine wichtige Denkschrift vor⁵, die in Teilen in den am Beginn der *Monumenta Germaniae Historica* stehenden „Berliner Plan“ von 1816 einflöß, den Rüks mit unterschrieb.

Vor diesem Hintergrund kann es kaum überraschen, daß auch die Preußische Akademie der Wissenschaften bald auf den jungen, offenbar so dynamischen, im Lehrbetrieb neue Akzente setzenden⁶, über die Methodik des Fachs reflektierenden⁷ und auch im nationalen Rahmen Wegmarken setzenden Gelehrten aufmerksam wurde. Die Akademie war ja ausgangs des 18. Jahrhunderts in eine deutliche Abschwungphase eingetreten, und auch die Gründung der Berliner Universität wurde nicht eo ipso als ein Signal verstanden, daß auch sie – ähnlich wie in Göttingen, das die Symbiose einer Universität und einer Akademie vorgelebt hatte – von dieser Entwicklung profitieren würde. Seit 1809 war über diese Frage unter den Berliner Wissenschaftspolitikern – Wilhelm von Humboldt, Friedrich Schleiermacher – deswegen nicht zufällig intensiv nachgedacht worden.⁸ Erst ein neues Statut hatte sie 1812 nicht nur in die staatliche Finanzierung überführt, sondern auch die Rechte und Pflichten ihrer Mitglieder neu definiert, ihr überhaupt einen neuen Verfassungsrahmen gegeben und ihre Selbständigkeit gegenüber der Universität, mit der gleichwohl enge Beziehungen zu pflegen waren, fixiert.⁹ Auf Vorschlag ihrer Historisch-Philologischen Klasse wurde Rüks am 18. November 1818 dem Plenum zur Wahl als ordentliches Mitglied vorgeschlagen, übrigens gemeinsam mit dem Orientalisten Friedrich Wilken, der schon etliche Jahre zuvor zum Korrespondierenden Mitglied gewählt worden war und sich insbesondere mit seiner seit 1807 erschienenen (siebenbändigen) „Geschichte der Kreuzzüge“ einen Namen gemacht hatte.¹⁰ Wie üblich, erfolgte die eigentliche Wahl in einer neuen Sitzung, die auf den 26. November angesetzt wurde und für die ausdrücklich auch die am 18. November abwesenden Mitglieder um ihr Erscheinen gebeten wur-

⁵ Druck: *Friedrich Rüks*, Unvorgreifliche Gedanken über eine Gesellschaft für das deutsche Altertum, in: Neues Archiv der Gesellschaft für Ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesamtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters 47, 1928, 16–22.

⁶ Vgl. *Scholz*, Christian Friedrich Rüks (wie Anm. 1), 132.

⁷ Sein „Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums. Berlin 1811“ erschien vor kurzem in einem Nachdruck: *Friedrich Rüks*, Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums. Neu hrsg. u. eingel. v. Hans Schleier u. Dirk Fleischer. (Wissen und Kritik, Bd. 7.) Waltrop 1997.

⁸ Vgl. *Walter Rüegg*, Ortsbestimmung. Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften und der Aufstieg der Universitäten in den ersten zwei Dritteln des 19. Jahrhunderts, in: Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich. Hrsg. v. Jürgen Kocka unt. Mitarb. v. Rainer Hohlfeld u. Peter Th. Walther. Berlin 1999, 23–40, hier 26ff.

⁹ Vgl. *Conrad Grau*, Die Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Eine deutsche Gelehrten-gesellschaft in drei Jahrhunderten. Heidelberg/Berlin/Oxford 1993, Kap. 4.

¹⁰ Vgl. ebd. 144.

den.¹¹ Wer sein Mentor im Sinn eines Vorschlagenden war, geht aus den Akademieakten zwar nicht zwingend hervor, es scheint aber am nächstliegenden zu sein, ihn im Kreis der oben genannten drei Juristen bzw. Altertumswissenschaftler zu suchen; da Eichhorn der Akademie damals nicht angehörte, spricht am meisten für Niebuhr, mit dem Rühls dann zumindest auf seiner Italienreise einen sehr persönlichen Briefwechsel unterhielt. Freilich scheint, den Hinweisen in dieser Korrespondenz zufolge, auch mit Savigny ein kontinuierlicher Gedankenaustausch stattgefunden zu haben. Die erfolgte Wahl Wilkens und Rühls' und des in derselben Sitzung gewählten Optikers Dr. Seebeck – Wilken und Seebeck wurden mit je 17, Rühls mit 15 Stimmen gewählt¹² – zeigte die Akademie unter dem 3. Dezember 1818 dem zuständigen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten an¹³, auf dessen Vorschlag hin der König die erbetene Bestätigung zum 1. Januar 1819 aussprach¹⁴, die den genannten Herren unter dem Datum des 28. Januar 1819 mitgeteilt wurde¹⁵.

Eine Akademiemitgliedschaft war am Beginn des 19. Jahrhunderts, anders als heute, nicht nur eine Sache der Ehre und der (innerwissenschaftlichen und öffentlichen) Auszeichnung, sondern auch noch aus einem anderen Grund interessant: es war ein „Gehalt“ damit verbunden, das im Falle Rühls' mit Wirkung vom 1. Februar 1819 auf 200 Taler festgesetzt wurde.¹⁶ Übrigens, um vorzugreifen, erlosch dieses „Gehalt“ nicht sofort mit dem Tod des betreffenden Akademiemitglieds; im Fall Rühls' wurde seiner Witwe¹⁷ nach seinem Tod und dessen Bekanntwerden in Berlin noch ein „Gnadenjahr“ bis zum 1. April 1821 zugesprochen.¹⁸

Zu einem wirklich aktiven Akademiemitglied ist Rühls in den wenigen Monaten, die sein Leben noch umfassen sollte, nicht geworden. Das betraf nicht nur die seit den Statuten von 1812 im Raum stehende Aufforderung, größere Forschungsprojekte – nach dem Muster des „Corpus Inscriptionum Graecarum“ – auf den Weg zu bringen. Auch der an sich üblichen Pflicht eines Mitglieds, im Plenum oder in der im vierwöchentlichen Rhythmus zusammentretenden Klasse mehr oder weniger regelmäßig Vorträge zu halten, ist er nicht nachgekommen – sicher nicht, weil es ihm an Themen gemangelt hätte, sondern aus Gesundheitsgründen. Schon unter dem 9. März 1819 setzte er die Akademie davon in Kenntnis, daß er im Sommerhalbjahr zwecks Wiederherstellung seiner Gesundheit eine längere

¹¹ Protokollauszug Schleiermachers, 18. November 1818: Preußische Akademie der Wissenschaften (künftig: PAW) (1812–1945) II–III–18, fol. 116. An der Sitzung nahm u. a. Savigny teil. – Ich danke auch an dieser Stelle den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Akademiearchivs der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften für freundliche Beratung und Übersendung des archivalischen Materials.

¹² Protokoll der Plenarsitzung vom 26. November 1818: PAW (1812–1945) II–V, 3.

¹³ Akademie an Ministerium, 3. Dezember 1818: PAW (1812–1945) II–III–18, fol. 117.

¹⁴ König an Staatsminister Altenstein, 1. Januar 1819: ebd. fol. 124 (Kopie); Altenstein an Akademie, 11. Januar 1819: ebd. fol. 125.

¹⁵ Ebd. fol. 126 (Konzept).

¹⁶ Verfügung, undatiert: ebd. fol. 131.

¹⁷ Rühls war verheiratet mit einer Tochter des Gützkower Pastors Kriebel. Sie begleitete ihn auf der im folgenden anzusprechenden Italienreise und kehrte nach seinem Tod dann nach Greiswald zurück, wo sie 1845 starb.

¹⁸ Ministerium an Akademie, 19. Juni 1820: PAW (1812–1945) II–III–18, fol. 132.

Reise machen müsse, bat statutengemäß – die ordentlichen Mitglieder unterlagen einer Präsenzpflicht¹⁹ – um entsprechenden Urlaub und ersuchte, die auf ihn „fallenden Vorlesungen“ einem anderen Akademiemitglied zu übertragen, an dessen Stelle er dann nach seiner Rückkehr die entsprechenden Veranstaltungen durchführen werde.²⁰ Diese Zusage ließ sich nicht mehr erfüllen; Rühs sollte die Akademie nicht mehr wiedersehen.

Wie oben schon angedeutet, unterhielt Rühs zumindest mit einem Akademiemitglied indes einen näheren Kontakt: mit dem Altertumswissenschaftler Barthold Georg Niebuhr.²¹ Mit ihm, dem nur geringfügig Älteren, verband Rühs in der Tat viel: die gemeinsame norddeutsche Herkunft – Niebuhr wurde zwar in Kopenhagen geboren, verlebte aber seine Kindheit und Jugend in Dithmarschen –, das Schlüsselerlebnis der Französischen Revolution, das in beiden Fällen ihre Perhorreszierung einschloß, die beiden gemeinsame Ehrenstellung eines preußischen Hofhistoriographen (Niebuhr schon 1810, zeitgleich mit seiner Wahl zum Mitglied der Akademie). Aber auch wissenschaftlich gab es zwischen Niebuhr, der ja erst allmählich zum Althistoriker und Spezialisten der römischen Geschichte wurde, und Rühs Gemeinsamkeiten, zumindest die beiderseitigen Bemühungen, eine philologisch-historische Quellenkritik zu entwickeln.

Niebuhr, seit 1816 preußischer Gesandter beim Vatikan und mit der heiklen Aufgabe betraut, den Abschluß eines Konkordats herbeizuführen, wurde für Rühs im Moment seiner Italienreise dann aber vollends zu einem interessanten Gesprächspartner, schwebte dem Berliner Historiker doch durchaus vor, die Luftveränderung, die im Interesse seiner Bronchien und seiner Lunge wohl als unverzichtbar eingeschätzt wurde, auch zu wissenschaftlichen Recherchen zu nutzen. In Niebuhrs Akademie-Nachlaß²² findet sich jedoch auch schon ein Brief, der von vor Beginn von Rühs' Italienreise datiert. Unter dem 3. Mai 1817, also noch vor Rühs' Aufnahme in die Preußische Akademie der Wissenschaften, wandte sich dieser an den „verehrtesten Herrn geheimen Staatsrat“, um sich wieder einmal in Erinnerung zu bringen und einige „Quisquilien“ zu übersenden, darunter eine kleine Schrift über das Studium der preußischen Geschichte. Es sei nämlich seine Absicht, sich fortan „ausschließend“ mit diesem Gegenstand zu beschäftigen, weil für die Jugend dieses Staats – neben dem Studium des Altertums (!) – nichts wichtiger sei als die Geschichte ihres Vaterlands. Er denke hierbei auch an eine Urkundensammlung; ob es denn nicht möglich sein sollte, nach schwedischem Vorbild aus den Vatikanischen Archiven Abschriften aller die preußischen

¹⁹ Vgl. *Grau*, Preußische Akademie der Wissenschaften (wie Anm. 9), 135f.

²⁰ Rühs an Akademie, 9. März 1819: PAW (1812–1945) II–III–18, fol. 123.

²¹ Als „Einstieg“ in die umfängliche Niebuhr-Forschung: *Karl Christ*, Von Gibbon bis Rostovtzeff. Leben und Werk führender Althistoriker der Neuzeit. Darmstadt 1972, 26–49; *ders.*, Barthold Georg Niebuhr, in: *Deutsche Historiker*. Hrsg. v. Hans-Ulrich Wehler. Bd. 6. Göttingen 1980, 23–36.

²² BBAW Archiv, NL B. G. Niebuhr, Nr. 267.

Land betreffende Stücke zu erhalten? Außerdem übersende er seine „zweite Judenschrift“²³, zu der er genötigt worden sei; es tue ihm inzwischen leid, daß er nicht gleich den rein historischen Weg eingeschlagen und die Geschichte der Juden in Deutschland vollständig abgehandelt habe. Vorwürfe – die öffentliche Resonanz auf seine erste Schrift spiegele das wider – müsse er sich im übrigen nicht machen. Es würde ihn, Niebuhr, vielleicht interessieren, daß er vor kurzem die Übersetzung des Werkes von Elphinstone über Afghanistan²⁴ abgeschlossen habe, das ihn vor allem im Blick auf die neue Sicht der Entstehung der Verfassungen im Orient gereizt habe, aber auch im Blick auf die Ähnlichkeiten zwischen den Germanen und den jetzigen afghanischen Stämmen. Über die holsteinischen Angelegenheiten werde er wohl von anderer Seite auf dem Laufenden gehalten. Über Dithmarschen – Niebuhrs Heimat – liege nun ein kleines neues Buch aus der Feder des Predigers Harms vor²⁵, das er mit Freude gelesen habe, dabei aber auch, ganz entgegen seiner bisherigen Annahme, von der Sittenverderbtheit in diesem Ländchen erfahren habe. Nach der Bitte, bei seinen Recherchen doch ab und zu auch einen Blick ins Mittelalter zu werfen²⁶, worum er im übrigen auch den Überbringer dieses Briefes, Herrn Becker, gebeten habe, schließt Rühs mit der rhetorischen Frage, ob das neue Italien in „literarischer Hinsicht“ wirklich so arm sei.

Das war ein Austausch von Wissenschaftler zu Wissenschaftler: nichts Spektakuläres, Einschätzungen von Neuerscheinungen, Arbeitsberichte, Bitte um Mithilfe bei eigenen Forschungen. Den beiden nächsten Briefen Rühs', die sich in Niebuhrs Berliner Akademienachlaß befinden und die während seiner Italienreise – im Juli und August 1819 – geschrieben wurden, eignet dann sehr viel Persönlich-Privates: Dankbezeugungen für Abendeinladungen im Hause Niebuhr, Mitteilungen über Rühs' Gesundheitszustand und seine Reisepläne, die Bitte, ihn in seinem Anliegen bei der Akademie zu unterstützen, ihn auch noch im Winter 1819/20 von seinen dortigen Pflichten zu entbinden. Sie spiegeln Rühs' Wunsch und Entschlossenheit wider, seine (bereits begonnene) „Preußische Geschichte“ bald wieder unter die Feder zu nehmen und abzuschließen, sie lassen insbesondere aber seine Konsternation über das erkennen, was im Gefolge der Karlsbader Beschlüsse an „Demagogenverfolgungen“ in Preußen in Szene gesetzt wurde:

²³ Möglicherweise: *Friedrich Rühs*, Über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht. Mit einem Anhang: Über die Geschichte der Juden in Spanien. 2., verb. u. erw. Aufl. Berlin 1816.

²⁴ Die englische Ausgabe war erschienen unter dem Titel: *Mountstuart Elphinstone*, Account of the Kingdom of Cabul and its Dependencies... (1815). Die von Rühs besorgte deutsche Übersetzung: Geschichte der Englischen Gesandtschaft an den Hof von Kabul, im Jahre 1808, nebst ausführlichen Nachrichten über das Königreich Kabul, den dazu gehörigen Ländern und Völkerschaften. Weimar 1817. – Elphinstone war der erste englische Diplomat überhaupt in Afghanistan.

²⁵ Gemeint ist wohl *Claus Harms*, Vermischte Aufsätze publicistischen Inhalts. Ein patriotischer Nachlass bey meinem Weggang aus Dithmarschen. Kiel 1816. – Der Bauernsohn Harms hatte nach dem Theologiestudium in Kiel seit 1806 eine Pfarrstelle in Lunden inne. 1816 wurde er nach Kiel berufen, wo er später auch zum Propst gewählt wurde.

²⁶ Der 1. (und einzige) Band von Rühs' „Handbuch der Geschichte des Mittelalters“ war im Vorjahr (1816) in Berlin erschienen.

Selbst Schleiermacher sei – dies freilich eine irriige Annahme²⁷ – verhaftet worden! Rüks war betroffen und konsterniert, zeigte sich, wohl auch aufgrund von Informationen anderer Akademiemitglieder, insbesondere Savignys und des Niebuhr-Vertrauten Christian Karl Josias von Bunsen, gut informiert und scheint sich sogar, wenn man zwischen den Zeilen liest, selbst für gefähret gehalten zu haben – ein Gedanke, der so abwegig gar nicht ist, stand er doch ganz fraglos den reformerischen, an einem Nationalstaat und an zentralen Menschenrechten orientierten Kräften sehr nahe.²⁸ Ein Glück, so meinte er, daß er im Ausland sei, denn die Aufregung wäre seiner Gesundheit sicher alles andere als zuträglich gewesen.

Mit dem Spätsommer 1819 bricht die Korrespondenz, soweit sie sich im Berliner Nachlaß Niebuhrs findet, dann wieder ab – einige teils amüsante und ironische, teils tief religiöse Gedichte, die er Niebuhr sandte, müssen in diesem Kontext unbehandelt bleiben. Rüks ist durch die politischen Vorgänge in Deutschland im Gefolge der Karlsbader Beschlüsse in hohem Maß erregt gewesen, er fand in Niebuhr jemanden, mit dem er sich offen darüber austauschen konnte, und ohne spekulieren zu wollen, mögen diese politischen Verwerfungen seinen körperlichen Verfall noch weiter beschleunigt haben. Die Berliner Akademie war krankheitsbedingt nur eine kurze Episode in der Endphase seines Lebens, zu ernsthaften Überlegungen, ein größeres Akademieprojekt in Angriff zu nehmen, scheint es nicht gekommen zu sein. Trotzdem hat er mit etlichen renommierten und distinguierten Akademiekollegen in ständigem Austausch gestanden und sich deswegen ungeachtet der Nichterfüllung seiner Pflichten mit Gewißheit als vollwertiges und voll anerkanntes Mitglied dieser Gelehrtenvereinigung geföhlt. Einer seiner Schüler, der Rechtshistoriker Karl Gustav Homeyer, hat ihn – womit sich der Kreis schließt – in seiner eigenen Antrittsrede in der Preußischen Akademie eingehend gewürdigt.²⁹ Was bei längerer Lebensdauer die Berliner Akademie von ihm zu erwarten gehabt hätte, ist eine reizvolle kontrafaktische Frage, aber auch nicht mehr.

²⁷ Über die erheblichen Probleme, die die preußischen Behörden schon seit 1813 mit Schleiermachers Anschauungen hatten und die geradezu einer „Treibjagd“ ähnelten, vgl. Kurt Nowak, Schleiermacher. Leben, Werk und Wirkung. Göttingen 2001, 378ff. Aktuell geriet Schleiermacher wegen seines Eintretens für den suspendierten Fakultätskollegen Wilhelm de Wette, der der Mutter des Kotzebue-Attentäters Karl Ludwig Sand einen verständnisvollen Brief geschrieben hatte, ins Visier der Überwachungsbehörden.

²⁸ Vgl. auch Scholz, Christian Friedrich Rüks (wie Anm. 1), 138f.

²⁹ Vgl. ebd. 139 Anm. 59.

Die Genese eines Historikers

Zur Autobiographie und zur Korrespondenz des jungen Ranke

Von

Ulrich Muhlack

Leopold Ranke war niemals unumstritten. Aber über eines gab und gibt es keinen Streit: über seine Stellung in der Historiographiegeschichte. Bis heute gilt er als einer der Gründungsautoren der modernen Geschichtswissenschaft, und zwar im Weltmaßstab. Um so mehr kommt es offenbar, jenseits von Lob und Tadel, darauf an, zu „sagen“ oder zu „zeigen, wie“ Ranke „eigentlich gewesen“.¹ Die elementarste und zugleich vordringlichste Frage, die sich dabei stellt, ist die nach seinen wissenschaftlichen Anfängen. Wer sie beantwortet, wirft auch Licht auf die Anfänge der „Geschichte als Wissenschaft“² an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Die Genese dieses Historikers ist die Genese eines Historikers von paradigmatischem Rang.

Das heißt freilich nicht, daß diese Genese selbst paradigmatisch verlaufen wäre, im Gegenteil: sie weicht eklatant von der Bildungsgeschichte oder Sozialisation späterer Historiker ab. Während diese von früh auf einem festen Karrieremuster folgen, muß Ranke seinen Weg zur Historie erst noch finden. Zunächst ist ein besonderes Interesse nicht zu erkennen. Der 1795 im damals kursächsischen Wiehe geborene Ranke, Sprößling einer lutherischen Theologenfamilie und Zögling der altsprachlich geprägten Fürstenschule in Pforta, studiert seit 1814 in Leipzig Theologie und Klassische Philologie, wird 1817 nach Absolvierung einer philologischen Disputation promoviert und geht ein Jahr später, inzwischen preußischer Untertan, als Oberlehrer an das Gymnasium in Frankfurt an der Oder, wo er in der Hauptsache Griechisch und Latein, daneben und im Zusammenhang damit auch Geschichte, d. h. primär griechische und römische Geschichte unterrichtet. Erst 1824 tritt er, auf dem Felde der neueren Geschichte, als Historiker hervor: mit dem ersten Band seiner auf zwei Bände angelegten „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535“, der ihm, in Verbindung mit der Beilage „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber“, 1825 die Berufung auf eine außerordentliche Geschichtsprofessur an der Universität zu Berlin einträgt. Erst jetzt beginnt seine paradigmatische Wirkungsgeschichte, und dazu gehört auch, daß seine Schüler die ersten sind, die dem neuen Karrieremuster für Historiker entsprechen. Dieser Werdegang wirkt allerdings insofern nicht ganz untypisch, als es auch sonst, verglichen mit den späteren Standards, gleichsam unprofessionelle

¹ *Leopold Ranke*, *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535*. Erster Band. Leipzig/Berlin 1824, VI; *Leopold von Ranke*, *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514*. 2. Aufl. (Sämtliche Werke, Bd. 33/34.) Leipzig 1874, VII.

² Dieser Begriffsgebrauch nach *Alfred Heuß*, *Verlust der Geschichte*. Göttingen 1959, 32ff.

Wegbereiter der modernen Geschichtswissenschaft gibt, die diese Standards überhaupt erst hervorbringen. Man denke nur an Barthold Georg Niebuhr, der wie Ranke, wenn auch auf eigene und wiederum unvergleichliche Weise, erst allmählich zum Historiker wird, um sodann eine ähnliche Wirkung zu entfalten.

Über Niebuhrs wissenschaftliche Anfänge ist in neuerer Zeit grundlegend gehandelt worden.³ Bei der Erforschung Rankes auf seinem Weg zur Historie steht es nicht so gut; das paßt zu dem im ganzen unbefriedigenden Stand der Ranke-Forschung schlechthin, in der das historische Interesse immer wieder von apologetischen und kritischen Motiven getrübt oder überlagert worden ist. Nicht daß es im einzelnen an respektablen und sogar bedeutenden Arbeiten fehlte: gerade der junge Ranke hat nicht nur begreiflicherweise stets besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sondern dabei auch manches Mal Deutungen erfahren, die noch heute bedenkenswert sind.⁴ Aber man vermißt doch nach wie vor eine eindringliche Behandlung dieses Problems, und sei es mit dem Ziel, die bisherigen Ergebnisse in einen systematischen Zusammenhang zu stellen. Im folgenden kann es naturgemäß nur um einen Ansatz für eine solche Untersuchung gehen: gewissermaßen um „eine bis dahin gedachte Abschlagszahlung“.⁵ Ich beschränke mich auf einige Bemerkungen zu zwei Quellengruppen, die man bisher für Rankes

³ Alfred Heuß, Barthold Georg Niebuhrs wissenschaftliche Anfänge. Untersuchungen und Mitteilungen über die Kopenhagener Manuskripte und zur europäischen Tradition der *lex agraria* (*loi agraire*). (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Philologisch-Historische Klasse, Dritte Folge, Nr. 114.) Göttingen 1981; Gerrit Walther, Niebuhrs Forschung. (Frankfurter Historische Abhandlungen, Bd. 35.) Stuttgart 1993.

⁴ Die wichtigsten Veröffentlichungen aus älterer und neuerer Zeit, die hier in Betracht kommen: Ottokar Lorenz, Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. Bd. 2: Leopold von Ranke. Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht. Berlin 1891; Eugen Guglia, Leopold von Rankes Leben und Werke. Leipzig 1893; Hans F. Helmolt, Leopold Rankes Leben und Wirken. Leipzig 1921; Hermann Oncken, Aus Rankes Frühzeit. Gotha 1922; Paul Joachimsen, Einleitung des Herausgebers, in: Leopold von Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Hrsg. v. Paul Joachimsen. Bd. 1. (Werke. Gesamt-Ausgabe der Deutschen Akademie. Erste Reihe, Siebentes Werk, Bd. 1.) München 1925, V-CXVIII; Otto Vossler, Rankes historisches Problem, in: ders. Geist und Geschichte. Von der Reformation bis zur Gegenwart. Gesammelte Aufsätze. München 1964, 184-214; Günter Johannes Henz, Leopold Ranke. Leben, Denken, Wort. 1795-1814. Darstellende Untersuchungen und Edition. Köln 1968; Walther Peter Fuchs, Einleitung: Der junge Ranke, in: Leopold von Ranke, Frühe Schriften. Hrsg. v. Walther Peter Fuchs. (Ranke. Aus Werk und Nachlaß, Bd. 3.) München/Wien 1973, 13-45; Leonard Krieger, Ranke. The Meaning of History. Chicago/London 1977; Ernst Schulin, Rankes Erstlingswerk oder Der Beginn der kritischen Geschichtsschreibung über die Neuzeit, in: ders., Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken. Göttingen 1979, 44-64 u. 239-245; Silvia Backs, Dialektisches Denken in Rankes Geschichtsschreibung bis 1854. Köln/Wien 1985; Siegfried Baur, Versuch über die Historik des jungen Ranke. (Historische Forschungen, Bd. 62.) Berlin 1998; Johannes Süßmann, Geschichtsschreibung oder Roman? Zur Konstitutionslogik von Geschichtserzählungen zwischen Schiller und Ranke (1780-1824). (Frankfurter Historische Abhandlungen, Bd. 41.) Stuttgart 2000.

⁵ So nennt Heuß, Niebuhrs wissenschaftliche Anfänge (wie Anm. 2), 7, seine Studie; bei ihm ist das angesichts dieses ebenso groß angelegten wie monumentalen Werkes eine geradezu groteske Untertreibung.

Frühzeit nur unzureichend und ungleichmäßig oder unverhältnismäßig ausgewertet hat.

Zum einen handelt es sich um Rankes „Aufsätze zur eigenen Lebensbeschreibung“: vier autobiographische Diktate aus den Jahren 1863, 1869, 1875 und 1885, die posthum im letzten Band der „Sämtlichen Werke“ erschienen sind⁶; ihnen lassen sich die „Ansprachen, gehalten an persönlichen Feiertagen“ (beim fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 20. Februar 1867 und beim neunzigsten Geburtstag am 21. Dezember 1885)⁷, sowie einzelne „Tagebücher“ des alten Ranke⁸ zuordnen. Zum andern handelt es sich um Rankes Korrespondenz: um Briefe von und an Ranke. Die bisherige Editionslage auf diesem Gebiet ist ausgesprochen mangelhaft: es existieren lediglich Sammlungen Rankescher Briefe⁹ und nur ausnahmsweise Ausgaben mit Briefen an Ranke¹⁰; alles bleibt quantitativ wie qualitativ hinter historisch-kritischen Ansprüchen zurück. Erst seit jüngster Zeit wird eine Gesamtausgabe vorbereitet, die nicht nur viel neues Material, gerade auch Briefe an Ranke in einer bisher ungeahnten Fülle, enthalten wird, sondern auch philologischen Anforderungen, von der Textkritik bis zur Kommentierung, genügen soll; die Veröffentlichung des ersten Bandes, der bis zu Rankes Berufung nach Berlin reicht, also die Zeit dokumentiert, in der sich Rankes Genese zum Historiker vollzieht, ist spätestens für Anfang 2007 vorgesehen.¹¹

Wer sich mit Rankes wissenschaftlichen Anfängen befaßt, muß selbstverständlich noch weitere Quellen heranziehen, vor allem seine literarischen und wissenschaftlichen Hervorbringungen bis zum Frühjahr 1825: die „Tagebücher“, mit denen Ranke seine Produktion begleitet¹², die „frühen Schriften“ wie das „Fragment über Luther“ von 1817, wo sich erstmals ein historiographisches Interesse geltend macht¹³, die bisher noch fast ganz unveröffentlichten Studien und Materialien im

⁶ *Leopold von Ranke*, Zur eigenen Lebensgeschichte. Hrsg. v. Alfred Dove. (Sämtliche Werke, Bd. 53/54.) Leipzig 1890, 3ff.

⁷ *Leopold von Ranke*, Abhandlungen und Versuche. Neue Sammlung. Hrsg. v. Alfred Dove u. Theodor Wiedemann. (Sämtliche Werke, Bd. 51/52.) Leipzig 1888, 584ff.; frühere Abdrucke in Sonderveröffentlichungen über beide Ereignisse v. *Rudolf Köpke* u. *Theodor Toeche*, Berlin 1867 u. 1886.

⁸ *Ranke*, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 594ff., 605ff., 613, 643ff. u. 649f.; danach *Leopold von Ranke*, Tagebücher. Hrsg. v. Walther Peter Fuchs. (Ranke. Aus Werk und Nachlaß, Bd. 1.) München/Wien 1964, 69ff.

⁹ Die wichtigsten: *Ausgewählte Briefe*, in: *Ranke*, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 77ff.; *Leopold von Ranke*, Das Briefwerk. Hrsg. v. Walther Peter Fuchs. Hamburg 1949; *Leopold von Ranke*, Neue Briefe. Gesammelt und bearb. v. Bernhard Hoefl, hrsg. v. Hans Herzfeld. Hamburg 1949.

¹⁰ Für die Fragestellung dieses Aufsatzes besonders einschlägig: *Walther Peter Fuchs*, Aus den Briefen Heinrich Rankes an seinen Bruder Leopold, in: *Jahrbuch für fränkische Landesforschung* 25, 1965, 141–207.

¹¹ Dazu *Ulrich Muhlack/Oliver Ramonat*, Leopold von Ranke – der Historiker wird selbst historisch. Die Gesamtausgabe des Briefwechsels Leopold von Rankes. Ein Forschungsbericht, in: *Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Jahresbericht* 2004. München 2005, 29–45. Der Briefwechsel des jungen Ranke wird in der Folge nach dem Manuskript des ersten Bandes der neugeplanten Gesamtausgabe zitiert; bei schon gedruckten Stücken wird jeweils auf die bisherigen Ausgaben verwiesen.

¹² Sie finden sich allesamt in: *Ranke*, Tagebücher (wie Anm. 8).

¹³ *Ranke*, Frühe Schriften (wie Anm. 4); das „Fragment über Luther“ 329–466.

Vorfeld des Erstlingswerks¹⁴, die „Geschichten der romanischen und germanischen Völker“ selbst. Sie beleuchten jedoch lediglich eine Seite, die Entwicklung des Schriftstellers, und noch dazu so, wie sie sich in den Schriften selbst darstellt. Die Autobiographie und die Korrespondenz haben vor ihnen voraus, daß sie einen weiteren Horizont eröffnen, in dem die Gesamtheit der sozialen und intellektuellen Beweggründe, Bedingungen und Koordinaten in den Blick kommt, die Rankes Weg zur Historie bestimmen. Auch die Entwicklung des Schriftstellers wird erst verständlich, wenn man, über die Schriften selbst hinaus, diesen Kontext erschließt. Es ist also durchaus zweckmäßig, daß wir uns zunächst auf die autobiographischen Diktate und die Briefe konzentrieren und von den „Geschichten“ und ihrer literarischen Vorgeschichte einstweilen absehen.

Seit jeher ist man sich allerdings darüber im klaren, daß der Autobiographie und der Korrespondenz jeweils ein ganz verschiedener Quellenwert zukommt. Ranke, so bemerkt schon Lorenz über die Rede zum neunzigsten Geburtstag, „legte sich den eigenen Bildungsgang vielleicht einfacher zurecht, als man aus den stürmischen Worten seiner Jugendbriefe annehmen dürfte“.¹⁵ An dieser Einschätzung hat sich seitdem aus guten Gründen nichts geändert; sie bedarf aber der Präzisierung, und zwar hinsichtlich der quellenkritischen Befunde wie der Konsequenzen, die daraus zu ziehen sind.

In den autobiographischen Diktaten liegen uns Vorstudien oder Bruchstücke einer niemals geschriebenen Gesamtdarstellung vor. 1863 kündigt Ranke einen „Abriß meines Lebenslaufes“ an¹⁶; das Diktat bricht aber mit dem Beginn der Arbeit am Erstlingswerk ab, den Ranke auf die Jahre 1821/22 setzt¹⁷; der Text ist bis in die Leipziger Studienzeit hinein relativ ausführlich und literarisch durchgebildet und bietet danach bloße Stichworte für eine spätere Ausarbeitung. Das Diktat von 1869 leistet, für die ersten vier Frankfurter Jahre¹⁸, einen Teil dieser Ausarbeitung. Die beiden Diktate von 1875 und 1885 geben Überblicke bis zur Gegenwart; das Generalthema ist, „die großen Begebenheiten mit seinem Leben in Verbindung zu bringen“¹⁹, d. h. die politischen Bezüge von Rankes Leben und Wirken darzulegen; dabei wirkt der erste Text wie eine Vorbereitung des zweiten. Beide Male wird auf die früheren Diktate verwiesen oder an-

¹⁴ Diese Texte sind erstmals systematisch herangezogen bei *Schulin*, Rankes Erstlingswerk (wie Anm. 4).

¹⁵ *Lorenz*, Leopold von Ranke (wie Anm. 4), 14.

¹⁶ *Ranke*, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 3.

¹⁷ Die letzten Sätze lauten: „Meine ganze Theilnahme erweckten die Zeiten des 15. und angehenden 16. Jahrhunderts: hier nahm ich meinen Standpunkt, um mein erstes Buch zu verfassen. Ich war bereits sechsundzwanzig Jahre geworden“ (ebd. 32).

¹⁸ Am Schluß heißt es: „Ich war mitten in diesen Studien begriffen, als mein Bruder Ferdinand, der damals in Halle studierte, mich besuchte“ (ebd. 44). Dieser Besuch fand im September und Oktober 1822 statt; dazu die Briefe Wilhelm Rankes an Ranke vom 5. September 1822 (bisher ungedruckt), Rankes an Heinrich Ranke vom 18. Oktober 1822 (*Ranke*, Lebensgeschichte [wie Anm. 6], 100f.) und Ferdinand Rankes an Ranke vom 28. Oktober 1822 (bisher ungedruckt). Mit den „Studien“ meint Ranke seine Unterrichtsvorbereitungen zur griechischen und römischen Geschichtsschreibung; vom Erstlingswerk ist keine Rede.

¹⁹ *Ranke*, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 45; gleichlautend ebd. 56.

gespielt²⁰; beide Male spricht Ranke auch die Absicht aus, über seinen Aufenthalt in Italien in den Jahren 1828–1831, den er jeweils nur kurz berührt, einmal ausführlicher zu schreiben²¹.

Über die Intention dieser Texte läßt Ranke keinerlei Zweifel. Er beginnt das erste Diktat mit einer allgemeinen Bemerkung über „die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens“ und beklagt vor allem den drohenden Verlust dessen, „was das Gedächtniß eines Jeden über ihn selber aufbewahrt“.²² Damit ist zugleich das Motiv bezeichnet, das ihn jetzt wie später leitet: nämlich selbst der „Vergänglichkeit“ dadurch zu entgehen, daß er sein Leben so beschreibt, wie das seinem exklusiven „Gedächtniß“ entspricht. Die Nachwelt soll auf dieses Selbstbild festgelegt werden. Dahinter steckt ein großes Bedürfnis nach Selbststilisierung oder Selbstmonumentalisierung, das sich aus der prekären Situation des alten Ranke erklärt. Seit den 1860er Jahren sieht sich Ranke stärker als bisher von anderen Historikern und anderen historiographischen Richtungen angefochten; zumal die Autoren der kleindeutsch-borussischen Schule, die teilweise aus seinem Seminar hervorgegangen sind, beherrschen in der Epoche der Reichsgründung und in den Anfängen des neuen Reiches das Feld. Angesichts dieser Entwicklung soll die Autobiographie eine Art Gegendarstellung liefern und die eigene Haltung und Leistung kenntlich machen und empfehlen. Dabei bedingen verschiedene Umstände verschiedene Tendenzen oder Schwerpunkte. So ist kennzeichnend, daß Ranke, der 1863, im Vorfeld der Reichsgründungszeit, noch einigermaßen unpolitisch daherkommt, 1875 und 1885, in den Hochzeiten Bismarcks und seiner historiographischen Lobredner, gleichsam für sich die Politik entdeckt; das kann, etwa bei der unterschiedlichen Bewertung des Jahres 1813²³, bis zum offenen Widerspruch gehen. Nicht zufällig fällt der Beginn der autobiographischen Arbeiten in die Zeit, in der Ranke die Herausgabe seiner „Sämmtlichen Werke“ plant; mit diesen sorgfältig redigierten Ausgaben letzter Hand will er ein viel gewaltigeres Denkmal seiner selbst errichten, und vielleicht hat er ursprünglich die Idee, dieses Sammelwerk, nach dem Vorgang Heerens²⁴, mit dem „Abriß meines Lebenslaufes“ einzuleiten.

Das alles heißt nicht, daß diese Texte überhaupt keine zuverlässigen Informationen enthielten. Eine im strikten Sinne tendenziöse Darstellung liegt Ranke durchaus fern. Er bleibt jedenfalls auch hier keineswegs unter seinem historiographischen Niveau; die Diktate von 1875 und 1885 erweitern sich hie und da zu allgemeinen Deutungen der Geschichte des 19. Jahrhunderts, die, indem sie mit dem

²⁰ Ebd. 45 u. 57

²¹ Ebd. 49 u. 64.

²² Ebd. 3.

²³ Ranke erlebt 1863 die preußisch-deutsche Erhebung, „ohne daran Theil zu nehmen“ (ebd. 26), während er sich 1875 „das lebendigste Mitgefühl“ zuschreibt (ebd. 46). Neu ist 1875 auch das persönliche Bekenntnis zu Preußen: Ranke will, ganz anders als 1863, bereits 1806 „vielen Ärger“ über antipreußische Stimmungen in Kursachsen empfunden und mit dem Eintritt in den preußischen Schuldienst „jede weitere Rücksicht auf abweichende Verhältnisse“ aufgegeben haben (ebd. 46f.).

²⁴ Arnold Herrmann Ludwig Heeren, Schreiben an einen Freund, biographische Nachrichten enthaltend, in: ders., Historische Werke. Bd. 1. Göttingen 1821, XI–LXXXVIII.

eigenen Leben verflochten sind, zugleich auch die Deutungshoheit des Historikers legitimieren sollen; statt von Widersprüchen zwischen einzelnen Texten sollte man, genau besehen, eher von Ergänzungen oder Modifikationen sprechen. Und dennoch: Diese Diktate dürfen gewiß nicht einfach zum Nennwert genommen werden. Es mag sein, daß sie zuverlässige Informationen enthalten; aber entscheidend ist, daß uns solche Informationen nicht unvermittelt gegeben sind, sondern immer nur im Zusammenhang mit Rankes retrospektiver, auf die Pflege des eigenen Andenkens gerichteter Erzählung, daß wir also andere, primäre Quellen benötigen, um sie zu verifizieren, um überhaupt die Rankeschen Angaben auf ihre Zuverlässigkeit hin zu überprüfen. Es ist erstaunlich, daß die bisherige Rankeforschung, von wenigen Ausnahmen abgesehen²⁵, immer wieder gegen diese doch so klare Einsicht verstößt. Man versäumt es nicht, Warntafeln aufzurichten, aber wenn es dann zur Sache kommt, herrscht an Zitaten aus den Diktaten kein Mangel. So sehr sind wir noch heute geneigt, Rankes Selbstbild zu übernehmen.

Anders die Korrespondenz. Sie bietet offenbar am ehesten primäres Wissen. Allerdings fließt auch diese Quelle keineswegs so rein, daß man sie ohne weiteres ausschöpfen könnte. Briefe sind gewöhnlich nicht nur unvollständig überliefert, sondern haben bekanntlich auch verschiedene Adressaten, verschiedene Zwecke, verschiedene Inhalte und damit, je nach Fragestellung, einen verschiedenen Erkenntniswert. Der Rankesche Briefwechsel umspannt ein im Laufe eines langen Lebens nach vielen Seiten geknüpftes Kommunikationsnetz, das auf einer Mannigfaltigkeit von Anlässen und Interessen beruht und daher nirgends voraussetzungslose Auskünfte gestattet; überall, bis ins einzelne hinein, herrscht da ein von Mal zu Mal anderer Ton, der das jeweils Mitgeteilte oder Erörterte färbt oder verfremdet. Für Ranke und seine gebildeten Zeitgenossen sind Briefe obendrein, entsprechend einer vom Renaissance-Humanismus des 14.-16. Jahrhunderts herkommenden Tradition, eine literarische Gattung: Sprachkunstwerke, die, je nach Situation, in den verschiedensten Ausdruckformen zu gestalten sind und daher große rednerische Kompetenz und Virtuosität erfordern. Auch hier begegnet also, auf ureigenstem Feld, der Wille zur Stilisierung, der nicht selten in bloßes literarisches Spiel umschlägt. Bei Ranke wird dieser Wille durch ein unstillbares Bedürfnis nach Selbstinszenierung gesteigert. Es entspricht seinem monologischen Naturell und seinem ihm gleichsam angeborenen magistralen Anspruch, daß selbst seine privatesten Briefe davon nicht frei sind. Auch wenn Ranke seine Briefe gewiß nicht von vornherein mit dem Blick auf eine spätere Veröffentlichung geschrieben hat, so ist doch bemerkenswert, daß er, noch bevor der erste Band der „Sämtlichen Werke“ erschienen ist, daran denkt, die Sammlung, „nach meinem Tod“, mit einer „Auswahl von Briefen“ zu beschließen²⁶; er folgt damit einer bis auf Petrarca zurückgehenden Gepflogenheit, die im 19. Jahrhundert, auch unter Historikern, noch weithin selbstverständlich ist. Dove hat Rankes Wunsch 1890 erfüllt und sich dabei offensichtlich an dessen Vorgaben gehalten, wie denn überhaupt die weitere Editions-geschichte der Ranke-Korrespondenz in den von

²⁵ Vgl. zuletzt *Süßmann*, *Geschichtsschreibung* (wie Anm. 4), 222.

²⁶ *Ranke*, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 6), 474.

Ranke vorgezeichneten Bahnen verlaufen ist.²⁷ Die Parallele oder Analogie zu der Grundrichtung der autobiographischen Diktate ist unverkennbar. Dennoch versteht sich, daß der Erkenntniswert der Briefe, insgesamt gesehen, beträchtlich höher ist. Die Briefe sind nun einmal, im Unterschied zu den retrospektiven Diktaten, „gleichzeitige“ Quellen: „Überreste“, die zwar nicht „unmittelbar von den Begebenheiten übriggeblieben“ sind²⁸, aber ihnen doch so nahestehen, daß sie bei deren Rekonstruktion in ganz anderer Weise in Ansatz gebracht werden können. Sogar die Motive der Stilisierung und Selbstinszenierung selbst, die in ihnen anzutreffen sind, sind in diesem Sinne „gleichzeitig“ und insoweit authentisch.

*

Wie schildert Ranke in den autobiographischen Diktaten seinen Weg zur Historie? Es empfiehlt sich, die über die vier Texte verstreuten Bemerkungen systematisch zusammenzufassen.

Ranke setzt ein mit seiner Bildungsgeschichte, die er wie einen Bildungsroman erzählt. Er führt darin auf, was ihn beeinflusst oder gefördert hat: Elternhaus, Familie, Geschwister; Orte und Landschaften; Schule und Universität; die politischen Verhältnisse; die Einwirkungen der Literatur; das allgemeine intellektuelle Klima. Ranke legt Wert darauf, daß es sich dabei um eine Vielfalt von Eindrücken gehandelt habe, daß er nichts aus seiner Wahrnehmung ausgeschlossen habe, sondern allem gleichsam unvoreingenommen oder offen begegnet sei. Er legt aber gleichfalls Wert darauf, daß er alle diese Dinge nicht einfach akkumuliert, sondern sich selbständig angeeignet habe und dabei jeweils einem bestimmten Interesse gefolgt sei. Von früh auf schreibt er sich eine ungeheure Zielstrebigkeit zu. Schon das Kind „brütete über Gott und Welt“²⁹; als er die Schule verläßt, sind seine „Gedanken [...] auf fernere Studien und die Zukunft gerichtet“, die er jenseits „der alten Heimath“ erstrebt³⁰; in Frankfurt eröffnet sich ihm „die Aussicht auf künftige Studien“, „wie ich sie zu machen wünschte“³¹, bis ihn seine „Studien notwendig an eine andere Stelle“ rufen³². Aus einer ursprünglichen Disposition entwickelt sich da zusehends eine förmliche Berufung oder Mission, die, zunächst noch ohne inhaltliche Festlegung, sich am Ende in der Hinwendung zur Historie erfüllt.

Allerdings will Ranke wiederum nahelegen, daß diese Hinwendung von Anfang an in seiner Bildungsgeschichte angelegt gewesen sei. Die Lebenswelt, in der er aufwächst, ist durch und durch historisch geprägt: die Goldene Aue, in der Rankes Geburtsort liegt, hält die „Erinnerung“ an „die glänzendsten Zeiten der deutschen Geschichte“ fest; Ranke wird „in einem von den Vorfahren ererbten Hause“ geboren; sein „Stammvater“ hat „nahe den Ruinen einer Burg“ gelebt; in Wiehe ziehen ihn die „alten Familien“ an, in Donndorf, wo er sich auf Pforta vorbereitet, „die nahen historischen Plätze“, in der Gegend von Pforta die „alten ritter-

²⁷ S. Anm. 9.

²⁸ *Abasver von Brandt*, *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften*. 15. Aufl. Stuttgart/Berlin/Köln 1998, 52.

²⁹ *Ranke*, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 6), 12.

³⁰ Ebd. 26.

³¹ Ebd. 34.

³² Ebd. 39.

lichen Gemäuer“.³³ Zu dieser historisch geprägten Lebenswelt kommt die gleichfalls historisch geprägte Schul- und Universitätsbildung, die Ranke empfängt. Unterricht und Studium sind von Geschichte durchzogen. In Donndorf lernt Ranke die „verschiedensten Zeiten“ kennen; er liest die „Homerischen Gedichte“, „Rittergeschichten“, Schillers „Wallensteins Lager“, „die Napoleonischen Bulletins“: „das Vornehmste blieben aber immer die Erinnerungen aus der alten Welt“.³⁴ In Pforta erschließt ihm „die Lectüre der classischen Autoren“ den „Gesichtskreis der ältesten Welt“; daneben interessieren ihn besonders „die historischen Bücher des Alten Testaments“.³⁵ Gegen Ende seiner Schulzeit erlebt er „die große Weltbegebenheit“ von 1813, um sie sogleich zum Freiheitskampf der Briten gegen die Römer in Beziehung zu setzen: „Wir erhoben uns zu allgemein historischen Anschauungen, jenseits der Motive, die den Tag bisher beherrschten“.³⁶ In Leipzig wandelt er weiter in historischen Bahnen: er hört Kirchengeschichte und ahnt, „welches große Feld der Erkenntniß sich da eröffnet“; er liest die Psalmen als „Ueberreste eines hohen Alterthums“³⁷; vor allem treibt er auch jetzt, ausgehend von der antiken Literatur, die „Studien des Alterthums“³⁸.

Es erscheint nur als folgerichtig, wenn Ranke in Frankfurt aus solchen Voraussetzungen heraus den entscheidenden Schritt zur Historie tut, nachdem er sich in Leipzig bereits, durch das Reformationsjubiläum von 1817 veranlaßt, an den Versuch einer „Lebensbeschreibung“ Luthers gemacht hat.³⁹ Der Oberlehrer knüpft „die allgemein historischen Studien [...] zunächst an die philologischen an“⁴⁰: „Ein unendlich leichter Uebergang führt von den philologischen [...] Studien [...] zu den eigentlich historischen“.⁴¹ Dieser „Uebergang“ geschieht, als Ranke Unterricht in der „Geschichte der alten Literatur“ erteilt und insbesondere die „alten Historiker“, von Herodot und Thukydides bis zu Caesar und Tacitus, als Quellenschriftsteller zu lesen lernt, die eine Menge originärer Nachrichten über griechische und römische Geschichte, jedenfalls über den „Genius“ und die „Site“ der Griechen und Römer überliefern.⁴² Alles Weitere folgt geradezu zwangsläufig. Beflügelt von dem neuen Quellenwissen, faßt Ranke den Entschluß, auf die gleiche Weise auch das „Mittelalter“ zu erkunden. Er liest, in chronologischer Reihenfolge, die „lateinischen Schriftsteller des Mittelalters“, deren er habhaft werden kann. Als er bei seiner fortgesetzten Lektüre „die Zeiten des 15. und angehenden 16. Jahrhunderts“ erreicht hat, hält er inne: „hier nahm ich meinen Standpunkt, um mein erstes Buch zu verfassen“⁴³; er wendet darin „die Methode der Forschung“, die er sich im Umgang mit der griechischen und römischen Historiographie erarbeitet hat, auf einen neuen

³³ Ebd. 4, 8, 15 u. 24.

³⁴ Ebd. 15.

³⁵ Ebd. 21.

³⁶ Ebd. 26 u. 58.

³⁷ Ebd. 29.

³⁸ Ebd. 31.

³⁹ Ebd. 31 u. 59.

⁴⁰ Ebd. 31.

⁴¹ Ebd. 39.

⁴² Ebd. 39ff.

⁴³ Ebd. 31f.

„Inhalt“ an⁴⁴. Dem Buch wiederum verdankt er die „Berufung an die Universität Berlin im Frühjahr 1825“.⁴⁵ Damit ist ein kontinuierlicher Prozeß zu seinem logischen Abschluß gelangt.

Die Diktate von 1875 und 1885 mischen, gemäß ihrem Generalthema, diesem Prozeß ein politisches Motiv bei. Ranke nimmt jetzt seit 1813/15, im Banne der „großen Ereignisse“, „eine Richtung auf das öffentliche Leben“, die er als „junger Professor in Berlin“ fortführt: „ich ergriff die Studien der neueren Geschichte mit wissenschaftlichen Tendenzen, die ich in denselben noch vermifste“.⁴⁶ Dem angehenden Historiker kommt vor allem zustatten, „daß die Restauration eine Reihe von Jahren die Oberhand behielt“. Sie hat, wie Ranke meint, das „besondere Leben im Gegensatz gegen eine allgemeine Herrschaft“, das geschichtliche Herkommen gegen den abstrakten Universalismus der Französischen Revolution und der Napoleonischen Herrschaft zur Geltung gebracht und damit den „historischen Studien“ überhaupt einen ungeheuren Auftrieb verschafft.⁴⁷ In ihrem Gefolge „machte sich die Ueberzeugung Bahn, daß nur ein tieferes Eingehen in die Grundlagen der Staaten und Reiche der Zukunft genügen könne“.⁴⁸ Ranke insinuiert, daß er aus solchen Impulsen „die Studien der neueren Geschichte“ ergriffen habe; sein Erstlingswerk soll wie ein Versuch erscheinen, zur Erforschung der „Grundlagen der Staaten und Reiche“ beizutragen. Es ist deutlich, daß Ranke es hier nicht auf die Politik der Restauration, sondern auf die historische Dimension der Restaurationserfahrung und daher nicht auf tendenziöse, sondern auf „wissenschaftliche“ Geschichtsschreibung absieht. Für diese Neigung zur Historisierung der Politik gibt es schon in den beiden früheren Diktaten Anhaltspunkte, so daß insgesamt ein homogenes Bild entsteht.

Eines fehlt noch, um dieses Bild zu vervollständigen: das ist die von Ranke wieder und wieder vermittelte Vorstellung, daß seine Entwicklung zur Historie ganz allein ihm selbst zu verdanken sei, daß er sich sozusagen selbst als Historiker hervorgebracht habe. Er nennt Lehrer, Professoren, Kollegen, die ihn auf seinem Weg begleitet, und Autoren, die er in dieser Zeit gelesen hat, und er würdigt, was ihm von ihnen zugekommen ist; aber unter ihnen ist keiner, dem er sich schlechthin verpflichtet fühlte; selbst das günstigste Urteil steht unter einem schwerwiegenden Vorbehalt. Vor allem aber ist es ihm ein dringendes Bedürfnis, ganz deutlich zu machen, daß seine Wendung zur Historie sich vollkommen unbeeinflusst von der Historie seiner Zeit, abseits von ihr, ja im Gegensatz zu ihr vollzogen habe. Ein Ausdruck dieser Distanzierung ist, daß in seiner Darstellung, die doch auf die Genese des Historikers hinzielt, lange Zeit jedes Interesse an der Historie gezeugnet wird: im altsprachlichen Unterricht in Pforta werden „am wenigsten die Historiker“ gelesen⁴⁹; als er sein Studium aufnimmt, hat er keinerlei „Eifer für diese Wissenschaft, von der ich noch keinen Begriff hatte“, „stand ich der Historie

⁴⁴ Ebd. 62.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Ebd. 47f.

⁴⁷ Ebd. 47.

⁴⁸ Ebd. 61.

⁴⁹ Ebd. 24.

ziemlich fremd gegenüber⁵⁰. Erst in Frankfurt ist Ranke „ganz Historiker geworden“⁵¹; aber „ganz Historiker“ aus eigener Kraft, der zugleich einen völlig neuen „Begriff“ von historischer Wissenschaft aufgestellt hat. Er spricht sich also nicht nur die Selbsthervorbringung als Historiker zu, sondern gleichsam auch die Neuerfindung der Historie selbst.

Was Ranke von der traditionellen Historie hält, verdichtet er in einer Episode oder Anekdote, die er an den Anfang seiner Leipziger Studienzeit rückt. Er will da eine Vorlesung des Historikers Karl Ernst Wieland zur Universalgeschichte gehört haben, der, „der Schule des 18. Jahrhunderts“ angehörig, „eine Menge unverbesserter Notizen, überhaupt unverständener Thatsachen“ mit einem Hang zur unvermittelten Modernisierung verband: „Genug, diese Vorträge gingen ohne alle Wirkung an mir vorüber, und man war froh, aus diesen Räumen wieder zu entkommen“.⁵² Das ist ein vernichtendes Verdikt über die Mixtur von positivistischer Gelehrsamkeit und abstraktem moralischen Rasonnement, wie sie im Zuge der Aufklärung unter vielen Historikern an deutschen Universitäten üblich geworden ist. Ranke verschweigt freilich nicht, daß inzwischen andere Autoren auf den Plan getreten sind, die ihm auf seinem Weg zur Historie durchaus etwas bedeutet haben. Aber auch hier weiß er Abstand zu halten oder doch seine Worte so zu wählen, daß an seiner originären Leistung keinerlei Zweifel aufkommen soll. An dem Aufschwung der „historischen Studien“ im Zeichen der Restauration, mit dem er, wie eben gehört, seine Wendung zur Geschichte in Verbindung bringt, ist für ihn lediglich entscheidend, daß er „einen allgemeinen Wetteifer“ hervorruft, in dem er selbst mit seinen „Studien der neueren Geschichte“ eine ganz neue Richtung einschlägt.⁵³ Sofern er einzelne Schriftsteller und Gelehrte anführt, wendet er seine Argumente so lange hin und her, bis die Zweifel immer mehr überwiegen und schließlich neben ihm selbst kaum noch Platz bleibt. Signifikant ist sein Umgang mit Niebuhr, seinem berühmtesten „Vorgänger“. Niebuhrs Prestige ist noch in den Zeiten der Niederschrift der Diktate so groß, daß Ranke, um seines eigenen Prestiges willen, sich zu ihm zunächst einmal in ein positives Verhältnis setzen muß. So spart er denn auch nicht mit höchster Anerkennung. Der Leipziger Student erfährt „gewaltige Anregung durch Niebuhr's Römische Geschichte, das erste deutsche historische Buch, welches Eindruck auf mich hervorbrachte“; sie hat den „größten Einfluß auf meine historischen Studien“ und flößt ihm „die Ueberzeugung ein, daß es auch in neuerer Zeit Historiker geben könne“.⁵⁴ Aber seit Frankfurt mischen sich in den Lobgesang kritische Töne. Der Oberlehrer, der Niebuhrs Werk im Unterricht heranzieht und sich von der „Tiefe und Vielseitigkeit der Forschung“ wie von der „Größe der Darstellung, wo eine solche versucht wird“, imponieren läßt, hat doch Einwände, kann Niebuhr nicht in allem folgen und vermißt die Fortsetzung, „weil sich sein System da erst erproben mußte“.⁵⁵ Später bestreitet Ranke entschieden, daß er sich in der „Kritik neuerer Ge-

⁵⁰ Ebd. 28 u. 59.

⁵¹ Ebd. 60.

⁵² Ebd. 27f.; vgl. auch 59.

⁵³ Ebd. 47f.

⁵⁴ Ebd. 31 u. 59.

⁵⁵ Ebd. 41.

schichtschreiber“, der Beilage zu seinem Erstlingswerk, an Niebuhr angelehnt habe: „Das Verfahren ist auf einem eigenen Wege ohne alle Anmaßung durch eine Art Nothwendigkeit entstanden“, „obwohl ich mir bei großen Männern dieser Art Beifall versprach“; ja, er spricht Niebuhr, „der eigentlich mehr der Tradition einen Sinn geben will“, jenen Begriff von historischer Forschung ab, auf den er sein eigenes Verfahren gegründet sieht.⁵⁶ Im Diktat von 1885 erscheint dieses exklusive Programm geradezu als Generalmotiv seines Erstlingswerks, das ihm nach der Lektüre der „romantisch-historischen Arbeiten Walter Scott's“ aufgegangen sei: er habe sich an den unhistorischen Zügen dieser Darstellungen gestoßen und daraufhin „den Gedanken“ gefaßt, „bei meinen Arbeiten alles Ersonnene und Erdichtete zu vermeiden und mich streng an die Thatsachen zu halten“.⁵⁷ Sein Weg zur Historie wird hier gleichbedeutend mit dem Weg zur modernen quellenkritischen Geschichtswissenschaft; das ist die vielleicht wichtigste Botschaft, die Ranke in seinen Diktaten an die Nachwelt vermitteln will: das Ziel, auf das sein Streben nach Selbstmonumentalisierung hinausläuft.

*

Wie stellt sich Rankes Weg zur Historie, verglichen mit dieser Darstellung oder Stilisierung in der retrospektiven Autobiographie, in den „gleichzeitigen“ Briefen dar? Es ist nützlich, mit der Klassifizierung und Qualifizierung des vorhandenen Materials zu beginnen.

Der überlieferte Briefwechsel, der hier bis zum Frühjahr 1825 überblickt werden soll, setzt im Jahre 1813 ein. Der junge Ranke korrespondiert mit seinen Eltern und Geschwistern, mit Mitschülern und Kommilitonen, mit Gelehrten und Literaten, mit Ämtern und Amtspersonen. Die Lücken sind unübersehbar: es fehlt in der einen wie in der anderen Richtung an Gegenbriefen; von manchen Briefverbindungen, von denen man weiß oder die mit Sicherheit zu vermuten sind, ist nichts erhalten; die Leipziger Studienzeit Rankes ist nur sehr dürftig dokumentiert. Manches, was über den Weg Rankes zur Historie Aufschluß geben könnte, ist mithin verlorengegangen. Aber auch das Vorliegende ist nur begrenzt ergiebig. Ranke tauscht sich keineswegs mit allen Adressaten über Dinge aus, die mit diesem Thema in Zusammenhang stehen, und läßt sich obendrein, wenn überhaupt und je nach Anlaß, nur knapp und punktuell darüber aus. Zu einer fortlaufenden Geschichte fügt sich das alles nicht. Andererseits zeigt sich bei näherem Zusehen, daß doch mehr da ist, als es zunächst den Anschein hat. Das gilt zumal für die letzte Phase, von der Fertigstellung des Erstlingswerks über die Drucklegung bis zur Berufung nach Berlin; hier ist eine Rekonstruktion von Monat zu Monat, manchmal sogar von Woche zu Woche möglich. Aber auch für die Zeiten davor stehen uns Einblicke zur Verfügung, die es erlauben, ein hinreichend differenziertes Gesamtbild zu zeichnen. Von besonderem Erkenntniswert sind die relativ gut erhaltenen Briefwechsel mit den Brüdern Heinrich und Ferdinand; Ranke, der, einem zweiten „pater familias“ gleich, ihre Bildung, ihr Fortkommen, ihr ganzes Leben überwacht und, wo möglich, dirigiert, hat in diesem Rahmen am ehesten Veranlassung, von seinen eigenen Interessen zu sprechen, die er mit denen

⁵⁶ Ebd. 62.

⁵⁷ Ebd. 61.

der Brüder konfrontiert oder zu vereinbaren sucht. Einschlägige Informationen können aber auch da erhoben werden, wo ein direkter Bezug zu unserer Fragestellung gar nicht besteht; das sind dann „Überreste“ im strikten Sinne.

Wer von der Autobiographie zu den Briefen zurückgeht, ist auf abweichende Nachrichten gefaßt. Diese Erwartung wird durch den Quellenbefund gewiß nicht widerlegt, aber auch nicht vollauf bestätigt. Es gibt Unterschiede wie Gemeinsamkeiten; eine scharfe Abgrenzung oder Entgegensetzung scheidet also aus. Gehen wir die Hauptpunkte durch.

Zunächst: Auch in den Briefen ist der junge Ranke von einer enormen missionarischen Zielstrebigkeit erfüllt. Auch hier gilt, daß er keineswegs von vornherein der Historie zustrebt, daß er aber von Situation zu Situation genau weiß, was er will, sich schon frühzeitig den „Studien“ verschreibt und sich am Ziel sieht, als er sich für die Historie entschieden hat. Sein Resümee vom Februar 1824 lautet: „Gewiß ist, daß ich zum Studieren geboren bin und auf der Welt zu weiter garnichts tauge; nicht so gewiß ist freilich, daß ich zum Studium der Geschichte geboren bin; aber ich habe es einmal ergriffen und lebe darin und fühle meine Seele dabei selig, zufrieden und vergnügt; also will ich es nur festhalten“; er könne „diese Studien nicht lassen“, „ohne mich selbst zu morden“.⁵⁸ Auf dem Weg dahin treten manche Schwierigkeiten auf; aber sie können ihn nicht von der Bahn abbringen. Im November 1820 „leb’ ich nicht besonders gut, nicht besonders böse, ohne Glück und Unglück, ohne Lieb’ und Freundschaft, ohne Mißlingen, ohne Vollenden“, aber um sofort hinzuzufügen: „Es muß auch Leute geben, deren ganze Lust ein Studium ist, das sie fassen, zu denen rechn’ ich mich“.⁵⁹

Es ist nun aber der besondere Quellenwert der Briefe, daß sie zugleich tiefe Einsichten in die Motive gewähren, die dieser Zielstrebigkeit zugrunde liegen. Woher stammt die „Lust“ am Studium, die Ranke schließlich zur Historie führt? Sie wird nicht aus sich selbst gespeist, sondern aus einer anderen Quelle: aus einem gewaltigen Ehrgeiz, aus der Entschlossenheit, sich durch Leistung auszuzeichnen, aus dem Willen, auf diese Weise so weit, wie es ihm möglich ist, emporzukommen. „Mein Glück wäre, etwas Tüchtiges vollenden“: dieser Satz aus dem vorhin zitierten Brief vom November 1820 könnte als Motto über der ganzen Bildungsgeschichte stehen, wie sie sich in dieser Korrespondenz abbildet.⁶⁰ Schritt für Schritt trifft man hier auf eine methodische Karriereplanung, die immer die nächsthöhere Stufe ins Visier nimmt. Als Ranke sein Leipziger Studium abgeschlossen hat, weiß die Mutter, daß es ihn nicht nach Wiehe zurückzieht: „Das es Dier hier nicht 8 Tage gefiehl“.⁶¹ Der promovierte Philologe bewirbt sich im Februar 1818 erfolglos um eine Conrectoratsstelle in Merseburg⁶² und im Frühling des gleichen Jahres erfolgreich um die Oberlehrerstelle in Frankfurt⁶³, denkt im April 1822 an einen Wechsel in den bayerischen Schuldienst, womöglich nach

⁵⁸ Ebd. 121f.

⁵⁹ Ebd. 96.

⁶⁰ Ebd.

⁶¹ Die Mutter an Ranke, Frühjahr 1817 (bisher ungedruckt).

⁶² Ranke, Das Briefwerk (wie Anm. 9), 3ff.

⁶³ Ranke, Neue Briefe (wie Anm. 9), 4.

„München um der Bibliothek willen“⁶⁴, will jedenfalls aus der Frankfurter „Obscurität“ heraus⁶⁵ und betreibt schließlich beharrlich seine Berufung an eine preußische Universität; im Februar 1825, kurz vor dem Ziel, ist ihm, „als sollten die Thore zu meinem wahren äußeren Leben sich endlich eröffnen, als sollte ich auch einmal Flügel regen dürfen“⁶⁶. Der Gang der Rankeschen Studien ist ohne diesen sich sukzessiv erfüllenden Karrierewillen nicht zu denken. Er hat natürlich seine eigenen Voraussetzungen und seine eigene Logik; es ist nun einmal so, daß Ranke gerade auf diesem Feld „etwas Tüchtiges vollenden“ will, daß gerade hier und nur hier seine Möglichkeiten liegen. Aber daß er aus diesen Möglichkeiten, nachdem er sich über sie klar geworden ist, etwas macht, daß er alles aus ihnen herausholt, das läßt sich nur aus dem Aufstiegswunsch erklären, der ihn seit Anbeginn antreibt. Von ihm kommt die ganze Dynamik her, die sich in Rankes Studien geltend macht: die Zielstrebigkeit, die ihn am Ende zur Historie gelangen läßt. Dieser Zusammenhang ist vor allem in der Schlußphase mit Händen zu greifen, als es gleichermaßen um die Veröffentlichung des Erstlingswerks und die Berufung auf eine Professur geht. Als Ranke den ersten Teil des Manuskripts der „Geschichten“ an den Verleger Reimer geschickt hat, spricht er von seinem Entschluß, sich „mit diesem Buch auf Lob und Tadel hinauszuwagen“⁶⁷; während der Drucklegung kommt ihm der Gedanke, die quellenkritische Beilage „hinzuzufügen, die ich für wichtig halte und mit der ich besonders hoffe, mir einige Freunde unter den Gelehrten zu erwerben“⁶⁸; als alles erschienen ist, schickt er Exemplare an die maßgeblichen Leute im preußischen Kultusministerium, nicht ohne ihnen seinen dringenden Wunsch zu bedeuten, „dem Staat in einem größeren Kreise zu dienen“⁶⁹; dieser Wunsch wird durch die Berufung nach Berlin prompt erfüllt, und es ist für Ranke eine besondere Genugtuung, daß dabei die günstige Aufnahme der quellenkritischen Beilage eine besondere Rolle gespielt hat⁷⁰. Die Geschichtsschreibung steht hier in allen Punkten im Banne der Karriere.

Die Korrespondenz liefert noch eine weitere Einsicht: daß nämlich Rankes Karrierewille, der seine „Lust“ am Studium freisetzt, nicht einfach einer persönlichen Veranlagung entspringt, sondern ein soziales Phänomen darstellt. Ranke kommt aus einer bildungsbürgerlichen Familie klassischen Zuschnitts, die auf Leistung und Aufstieg programmiert ist. Der Vater Gottlob Israel Ranke, ein Nachfahre lutherischer Pastoren, selbst Justitiar und Advokat, Haus- und Landbesitzer, mit der Tochter eines Rittergutsbesitzers verheiratet, einer der Honoratioren seines Städtchens, in auskömmlichen, wenn auch kargen Verhältnissen lebend, hat nur ein Ziel: daß die Erfolgsgeschichte seiner Familie weitergeht, daß seine Söhne die besten Schulen besuchen, studieren und einen akademischen Beruf ergreifen und daß seine Töchter möglichst vorteilhaft verheiratet werden. Seine vornehmsten Hoffnungen ruhen dabei naturgemäß auf dem ältesten Sohn

⁶⁴ Ranke, Das Briefwerk (wie Anm. 9), 29.

⁶⁵ Ranke, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 121.

⁶⁶ Ebd. 140.

⁶⁷ Ebd. 122.

⁶⁸ Ebd. 127.

⁶⁹ Ranke, Neue Briefe (wie Anm. 9), 55.

⁷⁰ Oncken, Rankes Frühzeit (wie Anm. 4), 129.

Leopold. Er soll den Durchbruch zu einer angesehenen Position schaffen, den Brüdern ein Vorbild sein, überhaupt die Rolle eines stellvertretenden Familienoberhaupts übernehmen, das die Geschwister besonders zu beaufsichtigen und zu fördern hat. Ein Brief an Leopold vom Januar 1817 ist kennzeichnend für den Lebens- und Erwartungshorizont, in dem der Vater sich bewegt: er hat Veranlassung, den „unermüdlichen Fleiß und Geschicklichkeit“ des Leipziger Studenten zu rühmen, kommt dann auf Heinrich, Wilhelm und Ferdinand und ihre Fortschritte zu sprechen und ist rundum zufrieden: „Solchergestalt bin ich zu den schönsten Erwartungen von meinen Söhnen berechtigt, und dancke Gott inbrünstig und in tiefster Demuth, daß er mir das höchste Glück schon auf Erden zu Theil werden läßt, mich unter [...] die Glücklichen aufzunehmen, welche Freude an ihren Kindern erleben, und mir durch meine hoffnungs vollen Söhne alle Bequemlichkeiten des Lebens versüßet, welche der Höchste dafür seegenen wird“; am Schluß richtet er sich nochmals direkt an Leopold: „Du hast deine geliebten Eltern in den frohen Erwartungen von Dir nicht getäuscht, wohl aber übertroffen“.⁷¹ Das ist die Atmosphäre, in der der junge Ranke aufwächst; von ihr läßt er sich durchdringen; in ihr entwickelt sich jener Karrierewille, der sein zielstrebiges Studium ermöglicht; ihr bleibt er verhaftet. Als das Erstlingswerk herauskommt, ist das demgemäß ein Triumph der ganzen Familie: der Vater sieht für den ältesten Sohn nunmehr „die Bahn des Ruhmes und Ehre gebahnt welche Dich gewiß bald noch zu größern Ehrenstellen erheben wird“⁷²; die Mutter „weinte vor Freuden und dankte Gott für die Gnade die Er uns und unsern Kindern wieder fahren läßt“⁷³; Ferdinand, dem Ranke tatkräftig bei der Drucklegung unterstützt und ihm Wege in die Kultusbürokratie eröffnet hat, empfindet „die herrliche Freude“, „die der herrliche Ruhm des allen andern Brüdern vorleuchtenden Bruders“ in ihm erregt⁷⁴; Heinrich, dem Ranke übrigens im Dezember 1823, freilich vergeblich, zu untersagen versucht hat, ihm mit der Veröffentlichung eines eigenen Buches zuvorzukommen⁷⁵, ist, nachdem er das Werk, mit genauen Lektüeranweisungen des Bruders, erhalten hat⁷⁶, immerhin „erschüttert und erbaut“⁷⁷; Wilhelm meint leicht erschreckt: „Nun vollends werden die armen lieben Eltern Gut und Blut dran setzen, uns Jüngere auch in die Höhe zu bringen“⁷⁸.

Gehen wir zur sachlichen Seite der Rankeschen Studien über. Die Autobiographie zeichnet einen kontinuierlichen Prozeß, in dem die Wendung zur Historie, wenn nicht präformiert, so doch von Anfang an angelegt erscheint. Demgegenüber geben die Briefe den Blick auf erhebliche Brüche und Konflikte frei. Sie dokumentieren, daß Ranke erst im Zuge seines Leipziger Studiums der Theologie und der Philologie zur Geschichte hingelenkt worden ist, und zwar durch eine schließlich radikale Abkehr von der traditionellen Ausrichtung dieser Fächer. Ge-

⁷¹ Der Vater an Ranke, 3. Januar 1817 (bisher ungedruckt).

⁷² Der Vater an Ranke, 6. März 1825 (bisher ungedruckt).

⁷³ Die Mutter an Ranke, 28. Februar 1825 (bisher ungedruckt).

⁷⁴ Ferdinand an Ranke, 15. Februar 1825 (bisher ungedruckt).

⁷⁵ Ranke, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 120.

⁷⁶ Ebd. 137.

⁷⁷ Fuchs, Aus den Briefen (wie Anm. 10), 169.

⁷⁸ Wilhelm an Ranke, 9. März 1825 (bisher ungedruckt).

gen die lutherische Orthodoxie, auf die er bei den Theologen trifft, setzt er die Vorstellung einer Immanenz Gottes in der Geschichte, gegen die bei den Philologen noch weithin übliche klassizistische Verehrung des Altertums die Vorstellung einer Gleichberechtigung der verschiedenen Epochen. Es handelt sich also beide Male um Historisierung: um die Historisierung Gottes, der, vom biblischen Dogma erlöst, in die Fülle des Lebens eingeht und nur dort aufgesucht werden kann, und um die Historisierung der Antike, die ihre frühere normative Bedeutung verliert und nur noch als singuläres oder besonderes Phänomen neben anderen zu begreifen ist. Die Historie wird durch diese doppelte Erfahrung für Ranke zum Inbegriff unseres Wissens vom Menschen schlechthin, zur wahren Theologie wie zur wahren Philologie. Jedenfalls entschließt sich Ranke irgendwann, die Historie in diesem Sinne zu seiner Sache zu machen und kein herkömmlicher Theologe oder Philologe zu werden. Das geschieht nicht ohne innere Kämpfe, aber doch auf Dauer mit innerer Konsequenz. Ranke sieht sich vor allem immer wieder genötigt, seine Position gegenüber seinem Bruder Heinrich zu präzisieren und zu verteidigen, der ihm auf „beiden Flügeln“⁷⁹, an der theologischen wie an der philologischen Front, entgegentritt; ja, man kann geradezu sagen, daß es dieser Briefwechsel selbst ist, in dem Ranke seiner Haltung erst ganz bewußt wird. Die Auseinandersetzung läßt sich bis zum Ende der Frankfurter Zeit verfolgen, um allmählich einer Art Koexistenz zu weichen, die aber nichts an den prinzipiellen Differenzen ändert. Auf dem Höhepunkt der Kontroverse, um 1823, ist der Gegensatz vollends unüberbrückbar. Da grenzt sich Ranke einerseits von „jener biblischen Orthodoxie“ ab, „wo sich der Verstand unter so trefflichen und schon bereiten Gedanken leicht einheimisch macht“⁸⁰: „Ob das Wort nicht ebenso gut Creatur sei als Baum, Stein, Menschenstirn? Ob wir also irgend ein Wort für reine Gottheit oder ungetrübten Erguß derselben ansehen können? In allen Dingen ist Gott; dieses Ding für Gott zu halten ist Götzendienst; wie ist es nun mit dem Wort?“⁸¹ Andererseits wendet er sich „gegen den Mißbrauch der Alten“: er hält dafür, „die Alten so zu lesen, wie sie einander selbst gelesen haben mögen“, „nie ein Werk für eine Gattung anzusehen, zu der auch wir wohl noch unser Kontingent stoßen lassen könnten, sondern für ein ehrliches Individuum seiner eigenen Wurzel, Luft, Natur, seines eigenen Bestehens“, „das anscheinend Instructive“ fahrenzulassen und statt dessen „eine wahrhaft geistige Belehrung“ vom „Treiben der Alten“ zu gewinnen.⁸² Er ist freilich noch bis in diese Zeit hinein nicht frei von Anfechtungen oder Aporien⁸³, wird aber niemals ernsthaft in seiner neuen

⁷⁹ Ranke, *Lebensgeschichte* (wie Anm. 6), 110.

⁸⁰ Ebd. 109.

⁸¹ Ebd. 119.

⁸² Ebd. 114.

⁸³ Im November 1820 heißt es: „Giebt es wohl etwas Weltliches auf der Welt, etwas Gottloses? [...] Hätt' ich Deinen Glauben! Wär ich fest!“ (ebd. 69); am 25. April 1823 geht es um die humanistische Bildung, die „zwischen den Gedanken und das Wort“ das Medium des Lateinischen oder der lateinisch geprägten Muttersprache schiebt und damit den „Gedanken“ im „Wort“, den Inhalt durch die Form verfremdet: „Du merkst's an diesem Brief; ich merk's auch und mit Abscheu. Aber kann ich's ändern? Kannst Du? Keiner kanns. So werden wir durch die Bildung unsere eigenen Gefangenen und sind wir in diesen beinah Zauberkreis eingetreten, so können wir nicht wieder heraus“ (ebd. 110).

Einstellung wankend. Die Gegenbriefe des Bruders tun das Ihre, um ihn darin festzuhalten; sie sind auch dadurch bedeutsam, daß sie zumal den theologischen Gegensatz mitunter schärfer fassen, als das bei Ranke selbst der Fall ist.⁸⁴

Die Äußerungen von 1823 fallen in eine Zeit, in der Ranke längst in der Arbeit an seinem Erstlingswerk begriffen ist. Es kann aber anhand der Korrespondenz zwischen den Brüdern evident gemacht werden, daß Rankes Wendung von der Theologie und Philologie zur Historie nicht nur schon in Leipzig einsetzt, sondern hier auch bereits den Weg zu den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker“ bahnt. Man hat sich immer gefragt, warum Ranke in seinem Erstlingswerk ausgerechnet die europäische Geschichte um 1500 thematisiert. Die Antwort kann nach Auskunft der Briefe nur lauten, daß diese Thematik aus seiner doppelten Historisierungserfahrung resultiert. Es ist nicht nur so, daß Ranke jetzt überhaupt an Geschichtsschreibung interessiert wird: sein erstes historiographisches Projekt selbst steht in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Konflikt, durch den er zum Historiker wird; es bedeutet ihm den Ausgang aus diesem Konflikt. Ranke wird nämlich durch die Kritik an der traditionellen Theologie wie an der traditionellen Philologie wie von selbst zu den Ursprüngen beider Fächer in den Zeiten von Reformation und Renaissance hingeführt; er will herausbekommen, was damals war, um die Gegenwart daran zu messen; er wendet also die Historisierung auf die Auseinandersetzung selbst an, die ihn zur Historisierung befähigt hat. In Leipzig, wo vorerst die Kritik an der lutherischen Orthodoxie im Vordergrund steht, befaßt er sich zunächst mit Luther. Es ist aufschlußreich, daß ein Brief Rankes vom März 1817, in dem erstmals der Immanenzgedanke auftaucht, erstmals auch von seiner Beschäftigung mit Luther spricht, aus der alsbald das „Luther-Fragment“ hervorgehen wird: „da ists, wo [...] Gott selbst gegenwärtig herrscht. [...] Und nun Luther? Jede Darstellung muß das Geistige darstellen; wie eben Natur Menschengeschlecht Geschichte“.⁸⁵ Drei Jahre später, im März 1820 liegt das ganze Programm für das Erstlingswerk vor. Der berühmte Brief an Heinrich proklamiert zum einen in teilweise vielzitierten Sätzen die Abwendung von dem alten Betrieb der Theologie und Philologie: er sagt dem dogmatischen Gott ebenso ab wie denen, „die das Alterthum flach greifen“, und fordert demgegenüber die Präsenz Gottes im „Zusammenhang der großen Geschichte“ wie auch ein „Kennenlernen des Alterthums in seiner Tiefe“. Zum andern entwickelt Ranke darin, auf diesem Hintergrund, den Plan einer Kulturgeschichte im Zeitalter von Renaissance und Reformation: „ich möchte etwas lernen vom Leben der Nationen im 15. Jahrhundert [...]. Ich weiß noch nichts davon. [...] So werd' ich

⁸⁴ Vgl. z. B. Heinrichs Brief vom 4. Mai 1823: „Lieber Bruder, wir haben ja gewiß ein Ziel, daß Gott von allen erkannt und geliebt werde und der göttliche Wille auf Erden herrsche. Ich lebe des Glaubens, daß in dem Menschen Jesu Christo die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte – und daß er der Weg, die Wahrheit und das Leben sei. Auf diesen Glauben hin denke ich mit Gottes Gnade zu leben und zu sterben, und diesen Weg möchte ich, wo der Herr will, verkündigen. Du gedenkst göttliches Walten und menschliche Tugend im Gang der Geschichte nachzuweisen; ich bin auf die Evangelisten gerichtet und suche in ihnen Gott und die Welt zu erkennen und diese Erkenntnis mit ihrem Segen für unser Herz Andern mitzuthemen“; *Fuchs*, Aus den Briefen (wie Anm. 10), 161.

⁸⁵ *Ranke*, Das Briefwerk (wie Anm. 9), 2.

denn lernen, hoff' ich, ahnen wenigstens, wie Kaiserthum und Papstthum gestorben und ein neues Leben mit neuem Odem daherbläst, also lebendig macht, wie die infizierte Luft vergiftet, so gewiß, so allgemein“; die „Reformation“ und das, was „damals geschah in Italien“, erscheinen als die beiden Möglichkeiten für diesen Ausgang der Neuzeit aus dem Mittelalter.⁸⁶ Mit diesem Brief beginnt die kontinuierliche Geschichte der „Geschichten der romanischen und germanischen Völker“. Sie läßt sich gleichfalls aus den Briefen ersehen. Ersichtlich wird daraus vor allem, daß sich Ranke mehr und mehr auf die politische Geschichte konzentriert, aber immer in dem anfänglichen kulturgeschichtlichen Koordinatensystem. Es wird auch deutlich, daß er dabei in größtmöglichem Umfang „gleichzeitige“ Geschichtsschreiber benutzt, daß er daran sein Verfahren der Quellenkritik entwickelt, aber offenbar nicht vor Herbst 1823 daran gedacht hat, darüber in einer eigenen Abhandlung Rechenschaft abzulegen⁸⁷; alles hängt hier an der Realisierung des historiographischen Projekts selbst. Ein primäres Interesse an Quellenkritik liegt mithin nicht vor; der Name von Walter Scott taucht nirgends auf.

Spielt bei Rankes Wendung zur Historie die Politik eine Rolle? Die späteren autobiographischen Diktate suchen diesen Eindruck zu erwecken. Dagegen nötigen die Briefe zu großer Zurückhaltung. Gewiß, die Politik kommt hier manchmal vor. Jahn, die Burschenschaften, die Ermordung Kotzebues, die Karlsbader Beschlüsse, die Demagogenverfolgung, die auch Heinrich nicht ungeschoren läßt, empören Ranke. In einem Brief vom August 1819 an den Frankfurter Regierungspräsidenten drückt er seine Abscheu über Reaktion und Repression aus: „O daß das Vaterland in solche Noth gekommen!“⁸⁸ Als er sich im Frühjahr 1822 in den bayerischen Schuldienst bewirbt, so auch deswegen, weil es ihm „unerträglich“ sei, „in einem Staat zu wohnen, der den moralischen Grund, auf dem er ruht, unter seinen Füßen weghebt“.⁸⁹ Ranke stellt gelegentlich auch historische Bezüge her, indem er das Wüten der „Ultras“ mit den Mördern der Gracchen oder mit der Liga im Dreißigjährigen Krieg vergleicht.⁹⁰ Auch im Vorfeld der „Geschichten“ ist von dieser Haltung etwas zu spüren. Der große Brief vom März 1820, in dem Ranke erstmals sein historiographisches Programm vorstellt, beginnt mit einer politischen Impression, die zum Ausgangspunkt für eine dicht geknüpfte Assoziationskette wird. Ranke erinnert sich an den „selgen Taumel“, den er mit seinem Kollegen und Freund Ferdinand Heydler angesichts der neuesten „Zeitungen“ von der spanischen Revolution, „von den Zügen Riego's, von den Ge-

⁸⁶ Ranke, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 89.

⁸⁷ Ranke, Neue Briefe (wie Anm. 9), 38; Ranke, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 134.

⁸⁸ Ebd. 81.

⁸⁹ Ranke, Das Briefwerk (wie Anm. 9), 28f.

⁹⁰ An den Regierungspräsidenten Freiherrn von Seckendorff in Frankfurt, 4. August 1819: „Man kennt die Ultras in Frankreich, man weiß, was sie in Baden, was sie in Bayern versucht: auch bei uns bestehe ein Bund, sagt man sich, genannt für Wahrheit und Recht. Wo ist die Vehme zu suchen, bei diesen oder bei jenen? Als Patricier und Plebejer stritten, wer hat da gemordet? Wem fiel der Tribun Genucius, wer erschlug die Gracchen, den Livius Drusus, als die wüthend verbundenen Aristokraten? Also in Griechenland; also bei uns. Wer sandte die Meuchelmörder wider Luther aus? Das Dessauer Bündniß der Katholischen ging dem schmalkaldischen voran; die Packischen Händel gingen von den Altgläubigen aus; die Liga hielt aus im dreißigjährigen Kriege“; Ranke, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 80.

schichten in Corunna und Navarra“ empfunden habe: „Da redeten wir unter einander von verschiedenen Erscheinungen Gottes [...] Das ist so gar süß, schwelgen in dem Reichthum aller Jahrhunderte, all die Helden zu sehn von Aug zu Aug, mitzuleben noch einmal, und gedrängter fast, lebendiger fast: es ist so gar süß, und es ist so gar verführerisch!“ Riego wird da zum Beispiel für die „verschiedenen Erscheinungen Gottes“, für „all die Helden“ im Verlauf „aller Jahrhunderte“; politische Begeisterung löst Begeisterung an der Geschichte aus. Das veranlaßt Ranke wiederum, gleich danach von dem geplanten Geschichtswerk zu sprechen, bevor er nochmals im allgemeinen „dies Lieben eines vergangenen Lebens“ und den von Gott gestifteten „Zusammenhang der großen Geschichte“ bekennt.⁹¹ Ranke bringt hier also, aus einer ästhetischen Grundstimmung heraus, sein politisches Erleben mit seinem Interesse an der Geschichte in Verbindung. Allerdings bekommt die Politik dabei keine originäre oder konstitutive Bedeutung. Die „Zeitungen“ aus Spanien sind eine bloße Gelegenheit, um zur Geschichte überzuleiten; sie bringen die Geschichte nicht hervor, sondern werden im Lichte der Geschichte gedeutet. Die Politik tritt hinter jene Motive zurück, die Ranke ursprünglich zur Geschichte gebracht haben und die gerade in diesem Brief programmatisch ausgesprochen sind.

Aus der weiteren Geschichte des Erstlingswerks ist, soweit die Briefe in Betracht kommen, die Politik fast ganz verbannt. Der politische Enthusiasmus vom Frühjahr 1820 ist Ranke rasch verflogen: „Ich wollte, Revolution, was man Demagogie nennt, etc. hätte nie existiert, daß wir nicht alle von einer Verwirrung leiden müßten, an der wir nicht schuld sind, und die uns nichts angeht“⁹²; hier trennt sich ein Gelehrter von der politischen Welt schlechthin. Daß Rankes Verleger, nachdem er eine Textprobe der „Geschichten“ gelesen hat, die Befürchtung hegt, das Buch könne durch „Inhalt und Fassungsart bei der Censur Anstoß erregen“⁹³, läßt sich lediglich aus seiner übergroßen Vorsicht erklären und ist damit ein Zeugnis für das gedrückte Klima im damaligen Preußen. Wie wenig berechtigt seine Erwartung ist, zeigt sich daran, daß Ranke später für sein Buch ausgerechnet von dem schlimmsten Demagogenverfolger in Preußen, Kamptz, das höchste Lob und die entschiedenste Förderung erfährt.⁹⁴ Die Anerkennung durch Kamptz bedeutet wiederum nicht, daß Ranke sich in seinem Werk als politischer Reaktionär zu erkennen gegeben hätte, sondern zielt auch darauf, daß Ranke sich darin überhaupt von der Politik ferngehalten habe und insoweit unverdächtig sei; das Ministerium weiß in einer Zeit, in der es auf Ruhe an den Universitäten ankommt, „beifallswerthe Gesinnungen“ dieser Art zu schätzen.⁹⁵ Ganz in diesem Sinne bezeichnet Ranke selbst damals die beiden Teile seines Werkes als diese „von aller heutigen Politik entfernten, von einer gänzlich untergegangenen Welt handelnden Bücher“.⁹⁶

⁹¹ Ranke, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 88ff.

⁹² Ranke, Neue Briefe (wie Anm. 9), 49.

⁹³ Adolf Schwarz, Studien zu Rankes politischer Entwicklung vornehmlich an den verschiedenen Fassungen der drei ersten Werke. Leipzig 1923, 75.

⁹⁴ Oncken, Rankes Frühzeit (wie Anm. 4), 127ff.

⁹⁵ Kultusministerium an Ranke, 31. Januar 1825 (bisher ungedruckt).

⁹⁶ Ranke an den preußischen Außenminister Christian Günther Graf von Bernstorff, 30. Januar 1825; Ranke, Neue Briefe (wie Anm. 9), 60.

Immerhin meint er, als er Heinrich im Oktober 1824 den Abschluß seiner „langen und zuweilen schweren Arbeiten“ meldet, er habe in seinem Werk „Begebenheiten“ behandelt, „die für uns alle bis auf diesen Tag sehr wichtig sind“⁹⁷; aber das bleibt so allgemein, daß sich daraus ein konkreter politischer Bezug nicht herstellen läßt.

In einem stimmt die Korrespondenz mit den autobiographischen Diktaten durchgängig überein: das ist der Eindruck, daß Ranke wesentlich auf einem eigenen Weg zur Historie gelangt sei. Er geht diesen Weg in den Briefen allerdings keineswegs ganz allein. Er schätzt Autoren wie Niebuhr und Heeren, die er jedenfalls seinem Bruder Ferdinand bei dessen althistorischen Studien zur Lektüre empfiehlt.⁹⁸ Der programmatische Brief vom März 1820 nennt Fichte an entscheidender Stelle: er sage, „daß dies Leben eines vergangenen Lebens, nämlich seiner Idee, dies innerliche Treiben und Kennenlernen des Alterthums in seiner Tiefe zu Gott führt“⁹⁹; damit wird mit einem Schlag erhellt, was der Rankesche Immanenzgedanke der idealistischen Philosophie verdankt. Licht fällt auch auf den für ihn sehr nützlichen Umgang mit Gustav Adolf Harald Stenzel. Ranke lernt den späteren Breslauer Geschichtspräsidenten als Studiengenossen in Leipzig kennen und erfährt von ihm einiges über die Kritik mittelalterlicher Quellschriftsteller wie über die neuere Geschichte. Einstweilen fällt das bei ihm gewissermaßen noch zu Boden, weil seine „heimliche Liebschaft mit der Historie“ zunächst „nicht weiter als bis zum bloßen Begehren [...] gediehen“ sei.¹⁰⁰ Erst als aus dem „bloßen Begehren“ ein konkretes historiographisches Projekt zu werden beginnt, wird ihm das bei Stenzel Erfahrene wichtig: „Er hat eine gute Kenntnis des Mittelalters“, heißt es im September 1819, „und ausgezeichnete von der neueren Zeit, wie ich sie auch wünschte zu haben“¹⁰¹; er erfert jetzt Stenzel geradezu nach. Später ist es ihm auch selbstverständlich, Exemplare seines Erstlingswerks an Niebuhr¹⁰², Heeren¹⁰³ und Stenzel¹⁰⁴ zu schicken; seine Devise lautet: „laudari a viro laudato“¹⁰⁵.

Dennoch: Die Briefe zeigen ebenso deutlich, daß Ranke jedenfalls bei der Verrichtung des Erstlingswerks ziemlich auf sich allein gestellt ist. Hier müht sich ein Autodidakt oder Amateur ab, der gleichsam aus dem Nichts heraus schafft. Ranke studiert von vornherein hauptsächlich Quellschriftsteller; neuere Literatur interessiert ihn kaum. Zunächst hält er sich an die Bestände der gut ausgestatteten Bibliothek, die den Lehrern des Gymnasiums zur Verfügung steht. Als er sie durchgearbeitet hat, erreicht er, daß ihm die Königliche Bibliothek in Berlin regelmäßig weitere Bücher zuschickt.¹⁰⁶ Er tritt dabei keineswegs als devoter Bittstel-

⁹⁷ Ranke, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 133f.

⁹⁸ Ferdinand an Ranke, 4. Mai 1821 (bisher ungedruckt); Ranke an Ferdinand, nach dem 12. April 1822: Ranke, Neue Briefe (wie Anm. 9), 27. Zu Niebuhr vgl. auch Ranke, Das Briefwerk (wie Anm. 9), 69f.

⁹⁹ Ranke, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 89.

¹⁰⁰ Ranke, Das Briefwerk (wie Anm. 9), 72.

¹⁰¹ Ranke, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 82.

¹⁰² Ranke, Das Briefwerk (wie Anm. 9), 69ff.

¹⁰³ Oncken, Rankes Frühzeit (wie Anm. 4), 130f.

¹⁰⁴ Ranke, Das Briefwerk (wie Anm. 9), 71ff.

¹⁰⁵ Ebd. 77.

¹⁰⁶ Ranke, Neue Briefe (wie Anm. 9), 24f., 39, 41f. u. 44f.; Eberhard Kessel, Ranke und Burckhardt, in: Archiv für Kulturgeschichte 33, 1951, 351–379, hier 359f. Anm. 21.

ler, sondern voller Selbstbewußtsein auf. Als er sich erstmals an den Oberbibliothekar, zugleich Professor an der Universität, zu der auch ihn bald sein Ehrgeiz drängt, wendet, beruft er sich auf seine Zugehörigkeit zur „Republik der Gelehrten“: sie „hat sich also ausgebildet, daß auch eines Anfängers Bemühen auf einige Hilfe und Handreichung der Meister rechnen darf“.¹⁰⁷ Allerdings leidet er unter seiner Abhängigkeit, hinter der er mangelnden Respekt argwöhnt; noch im Februar 1824, als die Drucklegung des Buchs schon begonnen hat, beklagt er seine Mißachtung: „In Berlin sind sie verdrießlich, mir immer wieder Bücher zu schicken“.¹⁰⁸ Eine förmliche Demütigung widerfährt ihm von anderer Seite. Im Sommer 1823 bittet er einen Gymnasialprofessor in Posen um Mitteilung einer Handschrift¹⁰⁹; da es sich um einen Kollegen handelt, glaubt er sich einen eigentümlich insistierenden Ton leisten zu können; er bekommt noch nicht einmal eine Antwort: „und dieser ist Lehrer am Gymnasium und nicht mehr wie ich“.¹¹⁰ Derartige Zurücksetzungen verletzen seinen Stolz, aber sie entmutigen ihn nicht, sondern spornen ihn nur weiter an. Gerade dadurch, daß er sich immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen sieht, wächst sein Selbstgefühl. Er versteht seine Isolierung als Kehrseite seiner singulären Leistung. Sein Werk soll sie vor aller Welt an den Tag bringen.

Als Ranke sich mit dem Buch „auf Lob und Tadel“ hinauswagt, weiß er, „daß ich nicht allein hier und da etwas Unbekanntes gefunden, sondern das unmittelbare Walten, sichtbare Handeln Gottes wenigstens von fern gesehen und von dem Leben der menschlichen Seele etwas gespürt“¹¹¹; es gehe um „Begebenheiten“, „die bis jetzt noch in keinem Buch, weder in einem gleichzeitigen noch einem spätern, mit dieser Wahrhaftigkeit erzählt worden“; dabei erwartet er von der quellenkritischen Beilage „einen größeren Erfolg“ als von der eigentlichen Darstellung¹¹². Das sind Zitate aus Briefen an Heinrich; es ist aber aufschlußreich, daß er sich in seinen Sendungen an die „viri laudati“ genauso äußert. Niebuhr gegenüber führt er sich auf seinem Gebiet als Bahnbrecher auf: „Die gesamte Geschichte des 16. Jahrhunderts bedarf einer durchgehenden kritischen Revision“.¹¹³ Stenzel bekommt zu hören: „Du siehst mich nun auf einem Feld mit Dir selber“¹¹⁴; um so schmerzlicher muß er es empfinden, daß Ranke ihm zugekommen ist. Auch gegenüber Heeren scheint Ranke nicht ohne Selbstbewußtsein aufgetreten zu sein, wie die erhaltene Antwort zeigt.¹¹⁵ Kurzum: Schon der junge Ranke, wie ihn seine Korrespondenz vor uns erstehen läßt, fängt an, sich jene avantgardistische Sonderrolle in der Geschichtswissenschaft zuzusprechen, die der alte Ranke in den autobiographischen Diktaten auf die Spitze der Selbstmonumentalisierung treibt; hier herrscht ungebrochene Kontinuität.

¹⁰⁷ Ranke, Neue Briefe (wie Anm. 9), 25.

¹⁰⁸ Ranke, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 121.

¹⁰⁹ Günter Johannes Henz, Zu Leopold von Rankes Briefwechsel. Forschungsbericht und Nachlese, in: Archiv für Kulturgeschichte 54, 1972, 285–324, hier 290f.

¹¹⁰ Ranke, Lebensgeschichte (wie Anm. 6), 122.

¹¹¹ Ebd.

¹¹² Ebd. 134.

¹¹³ Ranke, Das Briefwerk (wie Anm. 9), 71.

¹¹⁴ Ebd. 72.

¹¹⁵ Oncken, Rankes Frühzeit (wie Anm. 4), 130f.

Bayern und die Monumenta Germaniae Historica zur Zeit der Gründung der Historischen Kommission*

Von

Rudolf Schieffer

Als König Maximilian II. von Bayern 1858 die „Commission für deutsche Geschichts- und Quellenforschung bei Meiner Akademie der Wissenschaften“, die bald auf Dauer sogenannte „Historische Kommission“, ins Leben rief, sollte gemäß dem vom König unterzeichneten Statut ihre Aufgabe in der „Auffindung und Herausgabe werthvollen Quellenmaterials für die deutsche Geschichte in deren ganzem Umfang“ liegen. Gegen diese umfassende Formulierung des Auftrags wandte sich auf der „begutachtenden Versammlung“, die vom 29. September bis 1. Oktober in München tagte, der aus Berlin angereiste Georg Heinrich Pertz, Leiter der dortigen königlichen Bibliothek und dazu der Monumenta Germaniae Historica¹, mit dem Bemerken, es könne doch wohl nicht beabsichtigt sein, „bereits im Gange befindlichen Publikationen, wie den Monumenta Germaniae historica oder der Wiener Ausgabe der Acten der großen Concilien des 15. Jahrhunderts einzelne Theile ihres Stoffes vor weg zu nehmen“. Seine Intervention bewirkte den Beschluß, in Artikel III des Statuts den Passus: „so weit dasselbe“ (d. h. das Quellenmaterial) „nicht in den Bereich bereits bestehender Untersuchungen fällt“, einzufügen.

Der Vorgang, der sich als handschriftliche Korrektur in den Akten über den Gründungsvorgang verifizieren läßt und von Heinrich von Sybel in seinem Rückblick von 1883 geschildert wird², beleuchtet die Tatsache, daß bei Einrichtung der Historischen Kommission bereits andere Initiativen zur planmäßigen Erschließung von Quellenbeständen der deutschen Geschichte bestanden, unter denen die neue Institution ihren Platz erst noch zu bestimmen hatte. Tatsächlich hat man Gutachten erbeten, die konkrete Felder der Zuständigkeit bezeichnen und zugleich der Abgrenzung von älteren Unternehmungen dienen sollten. So haben Leopold Ranke und Johann Gustav Droysen mit anerkennenden Worten zur Rücksicht auf die Planungen der Monumenta geraten³, und Pertz schlug seiner-

* Für hilfreiche Beratung danke ich Herrn Kollegen Hans-Michael Körner, München.

¹ Vgl. *Markus Wesche*, in: Neue Deutsche Biographie (künftig: NDB). Bd. 20. Berlin 2001, 205–207.

² München, Archiv der Historischen Kommission, I Bd. 1; *Heinrich von Sybel*, Die Gründung. Die ersten Unternehmungen, in: Die Historische Commission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften 1858–1883. Eine Denkschrift. München 1883, 5–33, hier 22. Vgl. auch *Franz Schnabel*, Die Idee und die Erscheinung, in: Die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1858–1958. Göttingen 1958, 7–69, hier 11.

³ *Leopold Ranke*, Denkschrift, in: Historische Zeitschrift 1, 1859, 28–35, hier 31; *Johann Gustav Droysen*, Denkschrift, in: ebd. 38–42, hier 40.

seits gleich mehrere Projekte vor, die nicht im damaligen Arbeitsprogramm der Monumenta enthalten waren, wie „eine Sammlung der Denkmäler deutscher Geschichte [...] vor dem Jahre 500“, „eine Sammlung der Geschichtsschreiber der Kreuzzüge“, „eine Sammlung der deutschgeschriebenen Chroniken der deutschen Städte“, „eine Sammlung der Statuten und Rechte der deutschen Städte“, eine *Germania Sacra* u. ä.⁴

Nach eigenem Bekunden in einem Schreiben an Johann Friedrich Böhmer in Frankfurt⁵ zwei Monate später hatte Pertz die kurzfristige Einladung nach München in der Erwartung angenommen, „durch ein verständiges Wort einiges Gute bewirken und Unpaßendes verhindern“ zu können.⁶ Er war darauf aus, sogleich „den Charakter des Vereins zu entscheiden“ durch Festlegung „bedeutender Ziele“, wobei er keineswegs für seine Monumenta ein Monopol auf editorische Vorhaben reklamierte, sondern eher im Gegenteil Skepsis gegenüber dem von Ranke favorisierten Projekt von „Jahrbüchern der deutschen Geschichte von den ältesten Zeiten bis jetzt“ hervorkehrte. Allen Ernstes scheint der ganz auf die Quellen fixierte Pertz geglaubt zu haben, daß Böhmers *Regesta Imperii*, eine chronologische Aufreihung der Urkundenüberlieferung, in Verbindung mit den damals von den Monumenta bis in die Salierzeit abgedruckten Geschichtsschreibern eine zusammenhängende Behandlung der älteren deutschen Geschichte entweder überflüssig machten oder dafür allzu geringen Spielraum ließen. Nicht in historiographischen Darstellungen sollte die neue Historische Kommission ihren Sinn erfüllen, sondern in der Sichtung und Bearbeitung von Quellen⁷, freilich eben anderer als den von den Monumenta ins Visier genommenen.

Neben der säuberlichen Aufteilung der Arbeitsfelder mußte auch die materielle Fundierung der Münchener Gründung die Aufmerksamkeit von Pertz auf sich ziehen. Die vom König zugesagte Dotierung mit jährlich 15 000 Gulden aus der Kabinettskasse, wovon Pertz spätestens auf der Sitzung Ende September erfuhr⁸, hatte er zu messen an der Jahressumme von 6 000 Gulden, die den Monumenta die Frankfurter Bundesversammlung zuletzt im Juli 1853 „nach dem Fuße der

⁴ *Georg Heinrich Pertz*, Denkschrift, in: ebd. 36–38.

⁵ Seit 1824 Sekretär der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde; vgl. *Gottfried Opitz*, in: NDB. Bd. 2. Berlin 1955, 393f.

⁶ Vgl. den Abdruck im Anhang Nr. 2.

⁷ Darüber gingen offenbar von Anfang an die Meinungen auseinander, wie sich aus dem zusammenfassenden Sitzungsbericht Sybels gegenüber dem König vom 7.10.1858 ergibt: „Die Herren Pertz und Droysen bemerkten einmal dagegen, es sei besser, sich auf Publicationen von Quellen u. dgl. zu beschränken, weil bei dem Andern die von der Commission unbedingt zu vermeidende Gefahr entstehe, gelegentlich ein tendentiöses Werk hervorzurufen. Ich führe dies an, weil sich darin die wichtigste Gesinnung der beiden Herren über den Gesamtzweck der Commission ausspricht; die Besorgnis selbst theile ich nicht; aber wenn diese Gesinnung in der Commission herrscht, wird sie nichts Tendentiöses dulden“ (Bayerisches Hauptstaatsarchiv München [künftig: BayHStA], Geheimes Hausarchiv, Kabinettsakten Max II 96b).

⁸ Die Summe war in Artikel VIII des Statuts enthalten, das die Versammlung in München beriet und das der König dann am 26.11.1858 endgültig in Kraft setzte (München, Archiv der Historischen Kommission, I Bd. 1). Außerdem erhielt die Kommission 1859/60 noch einen „außerordentlichen Zuschuß“ von 25 000 Gulden (BayHStA, Geheimes Hausarchiv, Kabinettsakten Max II 88c).

Bundesmatrikel“ auf die Dauer von zehn Jahren zugebilligt hatte, wobei es gerade Bayern gewesen war, das sich weigerte, seinen vorherigen Beitrag von 600 auf die anteilig fälligen 708 Gulden anzuheben, und überdies darauf bestand, die Zusage auf drei Jahre zu befristen (was dann allerdings Mal um Mal verlängert wurde).⁹ In der Diskrepanz der Zahlen wird der fundamentale Unterschied deutlich, der zwischen der von vornherein im politischen Willen eines einzelnen Monarchen und insoweit „staatlich“ verankerten Historischen Kommission und der 40 Jahre früher am Sitz des Deutschen Bundes in Frankfurt auf Initiative des Freiherrn vom Stein entstandenen „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“ bestand.¹⁰ Sie war als privater Verein zur Publikation ihrer „Monumenta Germaniae Historica“ (seit 1826) auf Zuwendungen von Mitgliedern, Gönnern und Subskribenten angewiesen und fand erst ganz allmählich Zugang zu öffentlichen Mitteln, deren verlässliche Aufbringung indes der Deutsche Bund bei seinen souveränen Mitgliedsstaaten allenfalls empfehlen, aber nicht erzwingen konnte. So kam es ganz wesentlich auf persönliche Beziehungen, wie sie Böhmer am Frankfurter Sitz des Deutschen Bundes pflegte¹¹, und auf individuelles Wohlwollen an, um den Fortgang des großen gelehrt-patriotischen Unternehmens immer aufs neue zu sichern. Nicht überall wurde dies erleichtert durch die Erinnerung an den Gründer, den 1831 verstorbenen Freiherrn vom Stein, dessen Eifer für die deutsche Einheit und geschriebene Verfassungen in maßgeblichen politischen Kreisen zählbares Mißtrauen hinterlassen hatte.¹²

Vor diesem Hintergrund mußten sich spezielle Hoffnungen bei Pertz und Böhmer auf die Gestalt Maximilians II. richten, der als junger Mann 1829/30 historische Vorlesungen in Göttingen bei Arnold Heeren, dem Doktorvater von Pertz, sowie in Berlin bei Leopold Ranke gehört¹³ und gewiß damals bereits von den Monumenta Germaniae Historica erfahren hatte. Noch als Kronprinz war er bei einem Besuch in Berlin mit Pertz auch persönlich zusammengetroffen.¹⁴ Dies wiederholte sich, als der König im Juli 1853 zu einem mehr als dreiwöchigen Aufenthalt abermals in der preußischen Hauptstadt weilte.¹⁵ Maximilian, der nach der

⁹ Vgl. *Harry Bresslau*, Geschichte der Monumenta Germaniae historica. Hannover 1921, 293ff. Die Einzelheiten ergeben sich aus dem unten Anm. 38 nachgewiesenen Brief Böhmers vom 22. 7. 1853.

¹⁰ Vgl. zuletzt *Gerhard Schmitz*, Zur Entstehungsgeschichte der Monumenta Germaniae Historica, in: Heinrich Beck/Dieter Geuenich/Heiko Steuer/Dietrich Hakelberg (Hrsg.), Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch“. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen. Berlin/NewYork 2004, 503–522; daneben auch *Karl Otmar Freiherr von Aretin*, Die Beziehungen der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zu Bayern in den Jahren 1819–24, in: DA 13, 1957, 329–368.

¹¹ Vgl. *Erwin Kleinstück*, Johann Friedrich Böhmer. Frankfurt am Main 1959.

¹² Vgl. *Horst Fuhrmann*, „Sind eben alles Menschen gewesen“. Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert. Dargestellt am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica und ihrer Mitarbeiter. München 1996, 15ff.

¹³ Vgl. *Michael Dirrigl*, Maximilian II. König von Bayern 1848–1864. München 1984, 461ff., 967f.

¹⁴ Das ergibt sich aus dem im Anhang Nr. 1 wiedergegebenen Brief. Der genaue Zeitpunkt (zwischen 1842 und 1848) ließ sich nicht ermitteln.

¹⁵ Der Besuch dauerte vom 4. bis 29. 7. 1853 und hatte nach den Berichten des Gesandten Konrad Adolf Freiherr von Malzen an die Regierung in München (BayHStA, Abt. II, Ge-

Überwindung der turbulenten Anfangsjahre seiner Regierung eben dabei war, konkrete Pläne für sein Lieblingsziel, die Förderung von Wissenschaft, Bildung und Literatur in Bayern und darüber hinaus, zu fassen¹⁶, empfing am Mittag des 25. Juli den Leiter der *Monumenta Germaniae Historica* in einer längeren Audienz, über deren Verlauf Pertz nach wenigen Tagen Böhmer brieflich unterrichtet hat.¹⁷ Demnach ließ sich der bayerische König über die Entwicklung der *Monumenta* ins Bild setzen, von der Pertz recht optimistisch beteuerte, mehr als die „Hälfte der Aufgabe“ sei bereits vollbracht. Ausdrücklich zur Sprache kam die beständige Unterstützung, die die editorische Arbeit durch die Ausleihe von Handschriften aus bayerischen Bibliotheken erfuhr, wofür in Berlin und München höchste Regierungsstellen eingeschaltet wurden.¹⁸ Dagegen wagte es Pertz, wie er gegenüber Böhmer eingestand, nicht, den König auch auf die finanzielle Beteiligung Bayerns an den Kosten für die *Monumenta* anzusprechen, und vertraute lieber stillschweigend darauf, daß sich Maximilian dem wenige Tage zuvor in Frankfurt gefaßten Bundesbeschluß anschließen würde.¹⁹ Nach einer Auskunft von Pertz über seine im Erscheinen begriffene Stein-Biographie verweilte der bayerische König offenbar länger bei dem Wunsch nach einer „classischen deutschen Geschichte“, für die er „volle Unparteilichkeit“ verlangte – eine Idealvorstellung, die bald auch bei den Planungen für die Historische Kommission wieder auftauchen sollte.

Auch wenn Pertz das Verhalten des Königs als „sehr gnädig“ empfand, darf doch dessen Wohlwollen für ihn und seine Arbeit nicht überschätzt werden. Bei

sandtschaft Berlin 644) wie auch nach den Meldungen der Allgemeinen Zeitung einen ausgeprägt gesellschaftlichen Charakter. Am 25. 7., dem Tag der Audienz für Pertz, vermerkte der Gesandte: „Der König hat die letzten Tage in Berlin zugebracht, das Sehenswürdigste in Augenschein genommen, einigen Manövern beigewohnt, und mehrere Generale und Gelehrte an Seine Tafel gezogen“. Am 29. 7. meldete die Allgemeine Zeitung (S. 3349) aus Berlin vom 26. 7.: „In den letzten Tagen hatte König Max außer mehreren Künstlern diejenigen von unsern Universitätsprofessoren welche in früheren Jahren die Ehre hatten höchst demselben Privatvorlesungen zu halten, bei einer gemüthlichen Mahlzeit um sich versammelt. Der leutselige Monarch begegnet namentlich den Männern der Kunst und Wissenschaft mit einer Herablassung die ihm die Herzen aller gewinnt“.

¹⁶ Vgl. *Dirrigl*, Maximilian II. (wie Anm. 13), 959ff.; *Laetitia Boehm*, König Maximilian II. und die Geschichte, in: König Maximilian II. von Bayern 1848–1864. Rosenheim 1988, 247–262; *Manfred Hanisch*, Für Fürst und Vaterland. Legitimitätsstiftung in Bayern zwischen Revolution 1848 und deutscher Einheit. München 1991; *Achim Sing*, Die Wissenschaftspolitik Maximilians II. von Bayern (1848–1864). Nordlichterstreit und gelehrtes Leben in München. Berlin 1996.

¹⁷ Vgl. den Abdruck im Anhang Nr. 1. Die Audienz als solche ist bei *Bresslau*, Geschichte (wie Anm. 9), 337, ferner *Annedore Oertel*, Georg Heinrich Pertz, in: Berlinische Lebensbilder Bd. 4: Geisteswissenschaftler. Hrsg. v. Michael Erbe. Berlin 1989, 87–108, hier 103, erwähnt.

¹⁸ Wie sich aus den Akten (unten Anm. 45) ergibt, verlief der Weg 1853 von Pertz über das Preußische Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, die bayerische Gesandtschaft in Berlin, das Bayerische Staatsministerium des königlichen Hauses und des Äußeren, das Bayerische Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten zur Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München (und wieder zurück); im Verlauf von fünf Wochen hatte der bayerische Ministerpräsident von der Pfordten im Rahmen ein und desselben Vorgangs drei Unterschriften zu leisten.

¹⁹ Ausdrücklich stellt den Zusammenhang der Bericht der Allgemeinen Zeitung (unten Anm. 44) her, der von der bayerischen Seite ausgegangen sein dürfte.

der Stiftung des „Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst“ noch vor Ende desselben Jahres, der erklärtermaßen nicht auf Bayern beschränkt, sondern „vorzugsweise für deutsche Gelehrte und Künstler bestimmt“ sein sollte²⁰, wurden unter den erstberufenen 34 Wissenschaftlern nicht weniger als zwölf aus Berlin berücksichtigt, jedoch als einziger dortiger Historiker Ranke und nicht der Leiter der Monumenta.²¹ Immerhin stand der Name von Pertz indes auf der Liste der Gelehrten, die im Winter 1855/56 von Franz Löher, dem persönlichen Sekretär des bayerischen Königs²², brieflich um Vorschläge für förderungswürdige wissenschaftliche Projekte gebeten wurden. Die Antwort scheint nicht erhalten zu sein, doch ergibt sich aus der Zusammenfassung der Anregungen, die Löher mit Datum vom 29. Januar 1856 vorlegte²³, daß Pertz vorgeschlagen hat, ein „Wittelsbach'sches Urkundenbuch“ durch seinen Freund Böhmer bearbeiten zu lassen, der soeben „Wittelsbachische Regesten“ herausgebracht hatte.²⁴ Während daraus nichts geworden ist, verdient im Hinblick auf die weitere wissenschaftliche Entwicklung ein anderer Passus Beachtung, der die älteren Reichstagsakten betrifft: „16. Pertz bedauert sehr, daß sich das Unternehmen, die Reichstagsabschiede und die wichtigsten Reichstagsakte vom 15ten Jahrhundert als eine Ergänzung der Monumenta Germaniae zu sammeln, in folge der Verwirrung von 1848 zerschlagen habe, zumal von den beabsichtigten Herausgebern Stenzel gestorben, Chmel und Stälin sich anderen Arbeiten zugewandt hätten. Die Geneigtheit der deutschen Regierungen zur Förderung der Sache stand früher fest. Pertz scheint das Unternehmen aufzugeben. Es fragt sich indessen, ob dasselbe nicht, als eines der wichtigsten, von München aus wieder anzuregen sei“.

Hier zeigt sich eine bemerkenswerte Weggabelung. Natürlich waren die Reichstagsakten nicht Pertzens, sondern Rankes Erfindung gewesen, aber Pertz hatte sich früh schon, auf einer Gelehrtenversammlung 1846 in Frankfurt, vernehmlich für das Vorhaben eingesetzt²⁵ und offenbar jahrelang damit gerechnet, daraus eine Ausweitung der Monumenta, konkret der von Böhmer übernommenen Aufarbeitung der urkundlichen Überlieferung, bis ins späteste Mittelalter machen zu können, schon weil ein anderer Publikationsrahmen sich weit und breit nicht anbot. Erst als dank der Munifizenz Maximilians II. ganz neue Möglichkeiten auftauchten, die sich 1855 in der Einrichtung einer „archivalischen Commission“ mit dem Auftrag zur Organisation kritischer Quellenforschung in Bayern verdichteten²⁶, wurde die Abwägung von Prioritäten und Alternativen erforderlich. Pertz, der die Arbeit an den *Scriptores* und *Leges* im frühen Mittelalter

²⁰ Artikel III der Satzungen des königlichen Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst von 1853.

²¹ Vgl. *Hans Körner*, Der Bayerische Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst und seine Mitglieder, in: ZBLG 47, 1984, 299–398, hier 304, 366f. Erst 1859 erfolgte die Aufnahme von Pertz.

²² Vgl. *Karl Hüser*, in: NDB. Bd. 15. Berlin 1987, 36f.

²³ BayHStA, Geheimes Hausarchiv, Kabinettsakten Max II 88a.

²⁴ *Johann Friedrich Böhmer*, Wittelsbachische Regesten von der Erwerbung des Herzogthums Baiern 1180 bis zu dessen erster Wiedervereinigung 1340. Stuttgart 1854.

²⁵ Vgl. *Hermann Heimpel*, Deutsche Reichstagsakten, Ältere Reihe, in: Die Historische Kommission (wie Anm. 2), 82–117, hier 83f.

²⁶ Vgl. *Sybel*, Gründung (wie Anm. 2), 10.

begonnen hatte (ebenso wie Böhmer seine Urkundenregesten), zog es vor, die Zuständigkeit der Monumenta für die ihm näher liegende Zeitspanne vor 1350 zu reklamieren, und nahm es dementsprechend hin, wenn die beträchtlichen bayerischen Mittel analogen Projekten aus den folgenden Jahrhunderten zugute kamen, die aus der Sicht der deutschen Einzelstaaten ohnehin von gesteigertem Belang gewesen waren.

So ist in den nächsten Jahren zu beobachten, daß die von Berlin aus geleiteten Monumenta weiter lediglich auf dem indirekten Weg über den Deutschen Bund auch von Bayern (in bescheidenem Umfang) unterstützt wurden, bei den direkten Aufwendungen Maximilians II. für wissenschaftliche Zwecke²⁷, über die eine weitere, 1856 eingesetzte Kommission beriet, jedoch nicht in Erscheinung traten, obgleich neben bestimmten Personen und einzelnen Vorhaben hauptsächlich in Bayern als Empfänger auch außerbayerische Institutionen wie die Deutsche Morgenländische Gesellschaft mit Sitz in Leipzig vermerkt sind. Ohne nähere Spezifikation tauchen, allerdings in einer Liste von „nicht empfohlenen Vorschlägen“, einmal auch „Monumenta Bavariae historica“ auf. Das verhinderte indes nicht, daß Pertz persönlich als geschätzter Ratgeber zur Verfügung stand, nicht allein bei der erwähnten Enquête von 1855/56, sondern auch als mit dem Wechsel Heinrich von Sybels an die Münchner Universität im Herbst 1856²⁸ die eigentlichen Vorbereitungen zur Gründung der Historischen Kommission in Gang kamen. Im Frühjahr 1857 empfing er Sybel in Berlin und beriet ihn bei den Planungen für die Edition der Reichstagsakten.²⁹ Seine Erfahrung mit der Bewältigung großer Quellenmengen ließ ihn auch für die von Ranke zunächst als „Maximilianische Academie für deutsche Geschichte“ konzipierte Kommission ganz unentbehrlich erscheinen, weshalb er dann im August 1858 zu den „in erster Linie“ dem König vorgeschlagenen Gründungsmitgliedern gehörte.³⁰

In der entstehenden Historischen Kommission erlebte Pertz eine seinen Monumenta in vieler Hinsicht überlegene, modernere Form der Organisation historischer Grundlagenforschung, die sich dank einer stabileren materiellen Fundierung und breiterer Verankerung in der Fachwelt eher die arbeitsteilige Erreichung hochgesteckter Ziele zutrauen durfte. Gegenüber dieser Konkurrenz reagierte er defensiv, indem er gleich zu Beginn auf den eingangs erwähnten einschränkenden Passus im Statut hinwirkte und bis zur ersten Plenarsitzung 1859 ein bestimmtes Stichjahr für den Anfang der Reichstagsakten-Publikation aushandelte, nämlich den Nürnberger Reichstag von 1356 mit der Goldenen Bulle.³¹ Freilich mußte die Zeitgrenze bereits auf der Versammlung von 1862 er-

²⁷ BayHStA, Geheimes Hausarchiv, Kabinettsakten Max II 88 c: „Wissenschaft; Übersicht der Mittel, Anweisungen und Zahlungen. Von 1853 bis 1862“, mit weiteren Unterlagen.

²⁸ Vgl. *Volker Dotterweich*, Heinrich von Sybel. Geschichtswissenschaft in politischer Absicht (1817-1861). Göttingen 1978, 229ff.

²⁹ Vgl. ebd. 286f.

³⁰ BayHStA, Geheimes Hausarchiv, Kabinettsakten Max II 96 b; benannt wurden von Sybel vor ihm Ranke, nach ihm Stälin, Chmel, Böhmer, Waitz (28.8.1858). Vgl. *Dotterweich*, Heinrich von Sybel (wie Anm. 28), 302f.

³¹ Vgl. *Georg Voigt*, Entwurf eines Planes zur Herausgabe der deutschen Reichstagsakten und Bericht über die eingeleiteten Arbeiten, in: Nachrichten von der historischen Commission bei der Königlich Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Erstes Stück.

neut erörtert werden, nachdem sich gezeigt hatte, daß „die Direktion der Monumenta Germaniae“, also wohl Pertz und Böhmer, „diese Abgrenzung so verstanden hatte daß die Goldne Bulle noch in ihr Gebiet zu fallen habe“, was zu dem neuen Beschluß führte, „die ganze Periode Karls IV den Monumenta Germaniae zu überlassen“.³² Während die Historische Kommission demgemäß 1867 mit einem ersten Band der Reichstagsakten hervortrat, gerieten die Monumenta zunehmend in eine Krise, die durch die schwindende Integrationskraft des alternden Pertz, aber auch die Auflösung des für die Finanzierung so wesentlichen Deutschen Bundes 1866 bedingt war³³ und überhaupt die Schwächen ihrer vereinsrechtlichen Daseinsform bloßlegte. Nach der Reichsgründung führte dies zu einer intensiven Reformdiskussion, in deren Verlauf sowohl die Unterstellung der Monumenta unter die Preußische Akademie erwogen (und zeitweilig beschlossen)³⁴ als auch die Fusion ihrer Zentralkommission mit der Historischen Kommission in München gewünscht wurde.³⁵ Am Ende stand das Statut von 1875, das die Monumenta in Berlin beließ, der gemeinsamen Verantwortung der Akademien in Berlin, Wien und München anheimgab und den Weg ebnete zu einem festen Etat aus Mitteln des Deutschen Reiches.³⁶ Es wird überliefert, daß der bayerische Bevollmächtigte im Bundesrat seiner Zustimmung zu dem Statut die Erklärung beifügte, „daß seine Regierung keinen durchschlagenden Grund für die nachträgliche Fixierung des Unternehmens in Berlin erkennen könne“.³⁷

München 1859, 31–36, Zitat 31: „Wir beginnen mit dem Nürnberger Reichstage von 1356. Ueber diesen Termin ist mit der Direction der Monumenta Germaniae Rücksprache genommen worden[...]“.

³² Vgl. Deutsche Reichstagsakten unter König Wenzel. Abt. 1: 1376–1387. Hrsg. v. Julius Weizsäcker. München 1867, LVIII f.; *Heimpel*, Reichstagsakten (wie Anm. 25), 86.

³³ Bayern, mittlerweile unter König Ludwig II., kehrte von 1868 bis 1871 wieder zur (jetzt unmittelbaren) Zahlung des spärlichen Jahresbetrags von 600 Gulden zurück; vgl. *Bresslau*, Geschichte (wie Anm. 9), 436.

³⁴ Vgl. ebd. 485ff.

³⁵ So Wilhelm von Giesebrecht, seit 1862 Professor in München und Sekretär der Historischen Kommission; vgl. ebd. 501f.

³⁶ Vgl. *Georg Waitz*, Die Bildung der neuen Centraldirection der Monumenta Germaniae, in: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 1, 1876, 1–11.

³⁷ Vgl. *Bresslau*, Geschichte (wie Anm. 9), 517 Anm. 1.

Anhang

Zwei Briefe von Pertz an Böhmer
München, MGH-Archiv, Reg. 338 Heft 223

Nr. 1

Berlin 3. August 1853

Lieber Freund

Aus deinem Briefe vom 22.v.M.³⁸ ersah ich den uns günstigen Beschluß der Bundesversammlung³⁹, für dessen erfolgreiche Beförderung und Befürwortung dir die Monumenta stets Dank schulden werden; es ist erst dadurch höchst wahrscheinlich der gleichmäßige Fortgang für die Dauer gesichert.

Am Montag voriger Woche⁴⁰ Vormittags erschien ein Hoflakai, um mich zu Sr. Majestät dem König von Bayern auf 12 ¼ Uhr zur Audienz zu laden. Ich war dem König vor einigen Jahren als er noch Kronprinz war hier vorgestellt worden⁴¹, und von ihm eingeladen, ihn in München zu besuchen, hatte mich aber nicht berechtigt gehalten ihn hier in Mitte so vieler Beschäftigungen zu unterbrechen. Der König empfing mich sehr gnädig, erinnerte sich der frühern Vorstellung, erkundigte sich nach dem jetzigen Stand der Monumenta, legte auf die Wichtigkeit des Werks für Deutschland viel Nachdruck, erkundigte sich nach dem was Bayern an Beiträgen dafür besitze, wo ich ihm namentlich den Richer⁴² und die großen Schätze an Kaiserurkunden hervorhob, und dem König im Lobe der Münchner Handschriften gern beistimmte.

Er fragte nach dem beabsichtigten Umfange, worauf ich bemerkte, daß die Schwierigkeiten mit jedem braven Band abnehmen und die größten Hindernisse mit der ersten Hälfte der Aufgabe bereits hinter uns lägen. Auf die Frage nach meinen andern Arbeiten kam die Unt(erredung) auf Steins Leben⁴³; der König erkundigte sich ob ich unsern edlen Stifter selbst gekannt habe, was zu weiterer Erzählung führte. Zuletzt drückte der König den Wunsch aus, daß doch eine classische deutsche Geschichte geschrieben werden möge, die der Nation noch fehle, was ich bereitwillig anerkannte und die Bedeutung der Aufgabe und ihre Schwierigkeit hervorhob, ohne doch mich veranlaßt zu fühlen nun zu verheißen daß

³⁸ MGH-Archiv, Reg. 338 Heft 217 Bl. 133. Beantwortet wird auch ein weiterer Brief vom 25. 7. 1853, ebd. Bl. 134f.

³⁹ Wie Anm. 9.

⁴⁰ 25. 7. 1853.

⁴¹ Wie Anm. 14.

⁴² Richer von Reims, Historien (bis 998), allein überliefert in Staatsbibliothek Bamberg, Msc. Hist. 5; vgl. *Richer von Saint-Remi*, Historiae. Hrsg. v. Hartmut Hoffmann. Hannover 2000.

⁴³ *Georg Heinrich Pertz*, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. 6Bde. Berlin 1849-1855. Zur Beurteilung vgl. *Hans-Christof Kraus*, Quelleneditor und Monumentalbiograph. *Georg Heinrich Pertz und seine Forschungen zur preußischen Zeitgeschichte*, in: Archivarbeit für Preußen. Symposion der Preußischen Historischen Kommission und des Geheimen Staatsarchivs Preussischer Kulturbesitz aus Anlaß der 400. Wiederkehr der Begründung seiner archivalischen Tradition. Hrsg. v. Jürgen Kloosterhuis. Berlin 2000, 319-347, hier 325ff.

ich sie lösen wolle. Nachdem der König noch weiter darüber gesprochen und volle Unparteilichkeit dafür verlangt hatte, endigte er mit wiederholter Einladung ihn in München zu besuchen.

Ich wollte dich nicht ohne Kenntniß der Unterredung lassen, da wie ich höre die Allg. Zeitung einen Artikel darüber hat⁴⁴, der nicht von mir veranlaßt oder ausgegangen ist. Daß der König mit großer Bereitwilligkeit auf die Empfehlung des Bundestages eingehen wird, ist demnach nicht zu bezweifeln, eigends darauf anzutragen fühlte ich jedoch keinen Beruf; es wäre mir so hervorgekommen als wenn ich für mich selbst etwas erbäte, und so verlasse ich mich auf das Gewicht der guten Sache selbst und den guten Willen des Königs. Handschriften erhalte ich fortwährend und so gut wie ohne Unterbrechung aus München durch die beiden auswärtigen Ministerien; erst gestern sind wieder zwei Vita Ottonis episcopi Babenberg. zurückgegangen, und die Bamberger Hdschr. des Abt Andreas hieher erbeten.⁴⁵ Diese Gefälligkeit der beiden Ministerien ist selbst in der schlimmsten Zeit der letzten Jahre nie vermindert gewesen.⁴⁶

Heute erhielt ich durch H. v. Usedom⁴⁷ Bethmanns⁴⁸ Sendung der Kaiserurkunden aus Farfa von 773–1027 nebst 8 späteren⁴⁹; die Zahl der ungedruckten darunter ist nicht groß, aber wichtig daß nun die letzte Quelle des Registrum Farfense so weit ausgenutzt ist.

[...] (der Rest über Reisepläne der nächsten Zeit)

herzlich der deinige P.

⁴⁴ Allgemeine Zeitung Nr. 212 vom 31. 7. 1853 (S. 3378): (Berlin, 27. 7.) „Oberbibliothekar Pertz hatte gestern eine Audienz bei Sr. Maj. dem König Max. Der König interessirt sich speciell für die unter der Leitung von Pertz erscheinende Monumentensammlung, und es sind alle Aussichten vorhanden daß die beim Bund beantragte Unterstützung des nationalen Unternehmens von Seite Bayerns kräftig befürwortet werden wird. Zu Anfang Augusts tritt Hr. Pertz in Begleitung zweier seiner Söhne eine längere Reise nach England an, die sicherlich für die Monumente gleichfalls ihren Ertrag abwerfen wird.“

⁴⁵ Gemeint sind Bayerische Staatsbibliothek München, clm 9517, 14726 (Vita Ottonis) und Staatsbibliothek Bamberg, R. B. Msc. 122 (Andreas Lang), verwertet in: Vita Ottonis episcopi Bambergensis. Hrsg. von Rudolf Köpke, in: MGH Scriptorum. Bd. 12. Hannover 1856, 721–919, hier 726, 728f. Der Ausleihvorgang ist dokumentiert BayHStA, Abt. II MA 50976a.

⁴⁶ Gemeint sind die Verwicklungen infolge der Revolution von 1848/49, die Pertz scharf abgelehnt hatte; vgl. *George Henry Pertz*, *Autobiography and Letters*. Ed. by his Wife. O. O. u. J. [ca. London 1894], 121ff.; *Oertel*, Pertz (wie Anm. 17), 102.

⁴⁷ Guido Graf von Usedom (1805–1884), von 1845 bis 1854 preußischer Gesandter beim Hl. Stuhl; vgl. *E. Berner*, in: Allgemeine Deutsche Biographie (künftig: ADB). Bd. 39. Leipzig 1895, 375–377.

⁴⁸ Ludwig Bethmann (1812–1867), von 1837 bis 1854 Mitarbeiter der MGH, später Bibliotheksdirektor in Wolfenbüttel; vgl. *Werner Arnold*, Ludwig Conrad Bethmann (1812–1867), in: Wolfenbütteler Beiträge 8, 1988, 405–416; *Fuhrmann*, „Sind alles Menschen [...]“ (wie Anm. 12), 37ff.

⁴⁹ Vgl. Bethmann an Pertz, Rom 12. 7. 1853 (MGH-Archiv, Reg. 338 Heft 220): „Die farfensischen Kaiserurkunden hat heute vor 8 Tagen Hr. von Usedom mitgenommen, von welchem Sie dieselben bei seiner Ankunft in Berlin Ende d. M. erhalten werden“.

Nr. 2

Berlin 30. Novbr. 1858

(ohne Anrede)

[...] (über laufende Monumenta-Projekte)

Stälin⁵⁰ hat dir ausführlich unsern Aufenthalt in München⁵¹ geschildert; die Einladung dazu erhielt ich Anfangs September, und entschied mich hinzugehen, da ich so lange schon Mitglied der Akademie⁵², noch keine Gelegenheit gehabt hatte ihr irgend nützlich zu seyn, und der gute Wille des Königs Anerkennung und Theilnahme erforderte, sich auch durch ein verständiges Wort einiges Gute bewirken und Unpaßendes verhindern ließ. Ich bin mit dem Erfolg ganz wohl zufrieden; die von mir vorgeschlagene Herausgabe der deutschen frühen Städtechroniken des 15. und 16. Jahrhunderts fand allgemeinen Anklang und geht ins Leben über, desgleichen die von Droysen vorgeschlagene und von mir lebhaft unterstützte Sammlung der deutschen geschichtlichen Lieder, wozu unsere Bibliothek hier so reichen Stoff beitragen wird, da ich längst eine Herausgabe gewünscht hatte. Dann habe ich die Veranstaltung von Geschichten der deutschen Stifter und Klöster vorgeschlagen, also eine *Germania Sacra* in deutscher Sprache, und versprochen bei nächster Zusammenkunft eine Uebersicht deßen vorzulegen, was dafür eben gethan werden kann. Eine Geschichte von Würzburg und Bamberg hatte Prof. Wegele⁵³ auf Ansinnen des Königs von Bayern bereits übernommen. Solltest Du geeignete Männer für solche Arbeiten kennen, so bitte ich dich sie mir zu nennen; es läßt sich gewiß etwas Ordentliches zu Stande bringen. Wenig dagegen sprach mich Ranke's Vorstellung an, Jahrbücher der deutschen Geschichte von den ältesten Zeiten bis jetzt zu unternehmen; denn deine Regesten⁵⁴ und die Monumenta machen solches für die Zeit bis 1350 wenig erforderlich, und für die folgenden Zeiten findet sich schwerlich eine Zahl tüchtiger Arbeiter, am wenigsten für das 16.–19. Jahrhundert, welche ich am liebsten in guter Bearbeitung sehen mögte. Ich war erstaunt zu sehen, wie Ranke sich mit Illusionen tragen mag, die so wenig Grundlage haben, seine Schüler aber sagen das sey so seine Art. – Ich habe noch einige andere Gedanken hingeworfen, Monumenta Ger-

⁵⁰ Christoph Friedrich von Stälin (1805–1873), seit 1846 Oberbibliothekar an der Kgl. Bibliothek in Stuttgart, Gründungsmitglied der Historischen Kommission; vgl. P. Stälin, in: ADB Bd. 35. Leipzig 1893, 417–422.

⁵¹ Gründungsversammlung der Historischen Kommission, 29. 9.–1. 10. 1858.

⁵² Pertz war seit 1836 auswärtiges Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; vgl. Ulrich Thürauf, Gesamtverzeichnis der Mitglieder der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in den ersten beiden Jahrhunderten ihres Bestehens 1759–1959. München 1963, 105.

⁵³ Franz Xaver (von) Wegele (1823–1897), seit 1857 Professor der Geschichte in Würzburg, Gründungsmitglied der Historischen Kommission; vgl. Alfred Wendehorst, Franz Xaver von Wegele, in: Fränkische Lebensbilder. Bd. 7. Neustadt a. d. Aisch 1977, 222–240.

⁵⁴ Die von Böhmer begründeten und weitgehend im Alleingang bearbeiteten „Regesta Imperii“ umfaßten damals den Zeitraum bis 1347, teilweise schon in erweiterten Zweitauflagen. Vgl. Harald Zimmermann, Verschiedene Versuche, Vergangenheit vollständig zu vermitteln, in: ders. (Hrsg.), Die Regesta Imperii im Fortschreiten und Fortschritt. Köln/Weimar/Wien 2000, 1–17.

maniae historica vor 500, Sammlung der Geschichtsschreiber der Kreuzzüge, Sammlung der deutschen Stadtrechte; nicht damit sie alle sofort ausgeführt werden mögten, sondern um gleich bedeutende Ziele aufzustellen und damit den Charakter des Vereins zu entscheiden. Nächstes Jahr hoffe ich mit dir zusammen dort zu seyn. Die Stadt hat mir im Herbstschmucke sehr gefallen, auch die Ausstellung der deutschen Schulen.⁵⁵ Der König war äußerst liebenswürdig und für geschichtliche Bestrebungen angeregt. Er sprach seine alte Vorliebe für Ranke sehr aus, den er 1831 in Berlin gehört hat⁵⁶, war jedoch auch sehr gütig gegen mich und soll sich gegen seine Adjutanten mit dieser neuen Bekanntschaft zufrieden geäußert haben – was ich wenigstens durch große Offenheit in den Besprechungen verdiente die vor ihm am Sonnabend Abend⁵⁷ Statt fanden. Ich hörte wohl, daß Steins Leben⁵⁸ ihm und wohl noch mehr seinem Ministerpräsidenten⁵⁹ nichts weniger als angenehm gewesen sey, auch sprach er davon kein Wort sondern stets nur von den Monumentis oder sonstigen neutralen Fragen. Deine Abwesenheit wurde von uns allen sehr bedauert, auch die Chmels⁶⁰ und Kopps⁶¹; hoffentlich halten wir 1859 eine vollere Versammlung.⁶²

[...] (weiter über laufende Arbeiten)

stets der deinige Pertz

⁵⁵ Vermutlich die Neue Pinakothek, eröffnet 1853.

⁵⁶ Wie Anm. 13.

⁵⁷ 2. 10. 1858.

⁵⁸ Wie Anm. 43.

⁵⁹ Ludwig Freiherr von der Pfordten (1811–1880), seit 1849 Vorsitzender im Ministerrat; vgl. *Wilhelm Volkert*, in: NDB. Bd. 20. Berlin 2001, 359f.

⁶⁰ Joseph Chmel (1798–1858), Chorherr von St. Florian, seit 1846 Vizedirektor des k. k. Staatsarchivs in Wien, Gründungsmitglied der Historischen Kommission; vgl. *Walter Goldinger*, in: NDB. Bd. 3. Berlin 1957, 212.

⁶¹ Joseph Eutyck Kopp (1793–1866), seit 1819 Lehrer am Lyceum in Luzern, nicht in die Historische Kommission berufen; vgl. *Schnabel*, Idee (wie Anm. 2), 13; *Marcel Beck*, in: NDB. Bd. 12. Berlin 1980, 568f.

⁶² Tatsächlich wurde Böhmer nicht in die Historische Kommission berufen; vgl. *Schnabel*, Idee (wie Anm. 2), 13.

„Die Zeitschrift soll vor Allem eine wissenschaftliche sein“

Zur Gründung der Historischen Zeitschrift durch Heinrich von Sybel

Von

Jürgen Müller

Im März 1859 erschien in München das erste Heft der Historischen Zeitschrift. Die Gründung dieses wissenschaftlichen Periodikums sollte sich als ein wichtiger Schritt bei der Etablierung der modernen wissenschaftlichen Geschichtsforschung in Deutschland erweisen. Daß die Historische Zeitschrift diese Bedeutung erlangte, daß sie darüber hinaus zum führenden Fachorgan der deutschen Geschichtswissenschaft wurde und diese Stellung bis heute behaupten konnte, war indessen bei ihrer Gründung keineswegs abzusehen. Vielmehr war die Entstehung der Historischen Zeitschrift ein eher mühsames Unterfangen, das sich über einige Jahre hinzog, und die Erwartungen, die sich an das Unternehmen knüpften, hielten sich in einem bescheidenen Rahmen, vor allem im Hinblick auf die wirtschaftlichen Erfolgsaussichten.

Im folgenden soll versucht werden, die Entstehungsgeschichte der Historischen Zeitschrift im einzelnen zu rekonstruieren, wobei auf die Motive der Gründung und auf die damit verbundenen wissenschaftlichen Absichten ebenso eingegangen werden soll wie auf die politischen, wirtschaftlichen und verlegerischen Rahmenbedingungen beziehungsweise Weichenstellungen.¹

Die Gründung der Historischen Zeitschrift ist fast ausschließlich der persönlichen Initiative Heinrich von Sybels (1817–1895) zu verdanken. Sybel hatte nach dem Studium bei Leopold von Ranke in Berlin seine akademische Lehrtätigkeit

¹ Die nachfolgenden Darlegungen stützen sich auf die knappen Ausführungen zur Entstehung der Historischen Zeitschrift, die in dem Aufsatz von *Johannes Schultze*, Zur Entstehungsgeschichte der Historischen Zeitschrift, in: HZ 124, 1921, 474–483, und der Dissertation von *Walther A. Ricklinger*, Heinrich von Sybel und die Historische Zeitschrift. Ein Beitrag zur Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert. Phil. Diss. München 1936, enthalten sind. Auf diesen Beiträgen fußte im wesentlichen auch der von Theodor Schieder anlässlich des hundertjährigen Jubiläums 1959 verfaßte längere Aufsatz zur Geschichte der Historischen Zeitschrift: *Theodor Schieder*, Die deutsche Geschichtswissenschaft im Spiegel der Historischen Zeitschrift, in: ders. (Hrsg.), Hundert Jahre Historische Zeitschrift 1859–1959. Beiträge zur Geschichte der Historiographie in den deutschsprachigen Ländern (= HZ 189, 1959). München 1959, 1–104. Zusätzliche Materialien in Form von Korrespondenzen und Archivalien hat Volker Dotterweich in seiner Sybel-Biographie herangezogen, die auch einen Abschnitt über die Gründung der Historischen Zeitschrift enthält: *Volker Dotterweich*, Heinrich von Sybel. Geschichtswissenschaft in politischer Absicht (1817–1861). Göttingen 1978, 320–334. Für den vorliegenden Beitrag wurden die entsprechenden Akten im Bayerischen Hauptstaatsarchiv München sowie dem Cotta-Archiv im Deutschen Literaturarchiv Marbach noch einmal ausgewertet.

1844 in Bonn aufgenommen, bevor er 1846 Professor in Marburg wurde. Im Jahr 1856 wurde Sybel vom bayerischen König Maximilian II. nach München berufen, wo er in den folgenden fünf Jahren neben seiner Lehr- und Forschungstätigkeit eine sehr aktive Rolle in der Wissenschaftsorganisation und -politik spielte. In München rief Sybel 1857 das erste Historische Seminar ins Leben, er war führend beteiligt an der Gründung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, deren erster Sekretär er 1858 wurde. Auf Sybels Vorschlag hin initiierte die Historische Kommission als erstes großes Projekt die Edition der deutschen Reichstagsakten vom 14. Jahrhundert bis zum Dreißigjährigen Krieg, deren Herausgeberschaft Sybel übernahm.²

Eine wichtige Komponente bei der Etablierung neuer wissenschaftlicher Institutionen und Projekte war die Gründung einer historischen Fachzeitschrift. Die Anregung dazu war von Johann Gustav Droysen (1808–1886) ausgegangen. Droysen, der seit 1851 an der Jenaer Universität lehrte und forschte, hatte in einem Brief an Sybel vom 6. Dezember 1853 die rhetorische Frage gestellt: „Müßten wir nicht endlich wieder eine Zeitschrift für Geschichtswissenschaft haben?“³ Dabei bezog sich Droysen auf die von Wilhelm Adolf Schmidt zwischen 1844 und 1848 in Berlin herausgegebene „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“. Als Redakteur einer solchen Zeitschrift dachte er an den jungen Bonner Historiker Heinrich Friedrich Otto Abel (1824–1854). Abel war 1847 in Berlin promoviert worden, doch war seine akademische Laufbahn durch die Revolution von 1848 unterbrochen worden. Im Frühjahr 1848 war Abel mit der Schrift „Das neue deutsche Reich und sein Kaiser“ hervorgetreten, in der er sich für ein kleindeutsch-preußisches Kaiserreich ausgesprochen hatte.⁴ Dadurch war die preußische Regierung auf ihn aufmerksam geworden, und Abel wurde in den diplomatischen Dienst aufgenommen, wo er bei der preußischen Gesandtschaft bei der provisorischen Zentralgewalt in Frankfurt Verwendung fand. Nach dem Scheitern der politischen Neuordnung Deutschlands quittierte Abel 1850 den diplomatischen Dienst und wandte sich wieder seiner wissenschaftlichen Karriere zu. Er arbeitete für die *Monumenta Germaniae Historica* und habilitierte sich 1851 in Bonn, wo er in der Folgezeit als Privatdozent lehrte. Zu seinen Schülern zählte unter anderem Heinrich von Treitschke. Als Droysen ihn Ende 1853 für die Redaktion einer historischen Zeitschrift ins Gespräch brachte, war Abels Gesundheit schon schwer beeinträchtigt. Auf einer Reise hatte er sich mit Lungentuberkulose infiziert. Die Krankheit schritt rasch voran, Abel mußte

² Zur Münchener Tätigkeit Sybels siehe *Heinrich von Sybel, Vorträge und Abhandlungen*. München/Leipzig 1897, 1–156; Biographische Einleitung von *Conrad Varrentrapp*, insbes. 79–105, sowie *Dotterweich*, Heinrich von Sybel (wie Anm. 1), 219–338.

³ *Johann Gustav Droysen, Briefwechsel*. Hrsg. v. Rudolf Hübner. Bd. 2: 1851–1854. (Deutsche Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts, Bd. 26.) Stuttgart/Berlin/Leipzig 1929, 197.

⁴ *Heinrich Friedrich Otto Abel, Das neue deutsche Reich und sein Kaiser*. Berlin 1848. Die Schrift war ein Kommentar zum Verfassungsentwurf des Siebzehnerausschusses, der im Auftrag der Frankfurter Bundesversammlung den Entwurf für ein „Deutsches Reichsgesetz“ erarbeitet hatte. Abel forderte darin, daß Preußen in Deutschland aufgehen müsse. Österreich habe sich Deutschland entfremdet und sei nur zum geringsten Teile wirklich deutsch, so daß an die Übertragung der Kaiserwürde an die Habsburgerdynastie nicht zu denken sei. Dagegen sei Preußens Lebensaufgabe die Führung Deutschlands.

seine berufliche Tätigkeit aufgeben, und er starb am 28. Oktober 1854 in Leonberg.⁵

Die Personalie Abel ist insofern für die projektierte geschichtswissenschaftliche Zeitschrift interessant, als Droysen hier einen noch sehr jungen Historiker vorschlug, der einerseits in den Jahren 1852/53 durch einige Publikationen zur deutschen Geschichte im Mittelalter hervorgetreten war, und der sich andererseits in der Revolutionszeit als kleindeutscher Liberaler exponiert hatte. Entsprechend hatte Droysens Argumentation einen dezidiert wissenschaftspolitischen Charakter: Die Zeitschrift sollte ihren Sitz in Berlin haben, um damit der Bedeutung Preußens und des Protestantismus für die deutsche Politik und Wissenschaft Ausdruck zu geben und konkurrierende Politik- und Wissenschaftsentwürfe in die Schranken zu weisen: „Müßten wir nicht so wieder die Geltung gewinnen, die der deutschen, will sagen der protestantischen Wissenschaft von Geschichte und Politik eskamotiert ist und mit der sich die Höfler und Gfrörer und die Wiener und die Baiern aufputzen?“⁶

Dies war preußisch-deutscher Kulturprotestantismus in Reinform, der die Infragestellung seiner eigenen wissenschaftlichen und politischen Überzeugungen durch andere Denkrichtungen nur als Eskamotage, das heißt als taschenspielerhafte und damit letztlich betrügerische Entwindung seines Deutungsmonopols begreifen konnte. Wäre diese Auffassung, wie es Droysen nahelegte, bei der Gründung der Historischen Zeitschrift zum dominanten Faktor geworden, so wäre dies im Hinblick auf die Wissenschaftlichkeit des neuen Organs eine große Belastung gewesen, die möglicherweise nachteilige Folgen für die Akzeptanz und die Lebensdauer der Zeitschrift gehabt hätte. Daß es anders kam, lag daran, daß es zwischen Droysen, der die Anregung gab, und Sybel, der die Idee einer historischen Zeitschrift zur praktischen Ausführung brachte, bei allen Parallelen in der wissenschaftlichen Anschauung und in der politischen Ausrichtung doch auch markante Unterschiede gab. Diese betrafen den persönlichen Hintergrund, die akademische Laufbahn und die politische Tätigkeit. Nur einige Aspekte sollen hier kurz angedeutet werden. So stammte der 1808 als Sohn eines pommerschen Militärgeistlichen geborene Droysen aus Altpreußen, während der 1817 in Düsseldorf geborene Sybel aus dem rheinischen Bildungsbürgertum kam. Beide studierten in Berlin, wo Droysen sich bereits 1831 habilitierte, während Sybels Dozentenkarriere 1844 in Bonn begann. Droysen wurde in den 1840er Jahren als Professor in Kiel auch politisch aktiv, indem er sich für die nationaldeutsche Be-

⁵ Allgemeine Deutsche Biographie. Hrsg. durch die Historische Kommission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften. Ndr. der 1. Aufl. von 1875. Berlin 1967, Bd. 1, 15f.

⁶ *Droysen*, Briefwechsel, Bd. 2 (wie Anm. 3), 198. Konstantin Ritter von Höfler (1811–1897) stammte aus Bayern und lehrte seit 1851 als Professor für Geschichte in Prag; der Württemberger August Friedrich Gfrörer (1803–1861) war seit 1846 Professor für Geschichte in Freiburg und hatte 1848/49 der Frankfurter Nationalversammlung angehört. Gfrörer, der wie Höfler großdeutsch gesinnt war, hatte 1849 gegen die Wahl des preußischen Königs zum Kaiser der Deutschen gestimmt; Deutsche Biographische Enzyklopädie. Hrsg. v. Walter Killy. Taschenbuchausgabe München 2001, Bd. 3, 676, u. Bd. 5, 90; *Heinrich Best/Wilhelm Weege* (Hrsg.), Biographisches Handbuch der Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung 1848/49. Düsseldorf 1998, 154.

wegung in Schleswig-Holstein engagierte, die er dann 1848 als Abgeordneter in der Nationalversammlung vertrat. Nach der Revolution übernahm Droysen dann keine politischen Ämter mehr. Sybel hingegen war bis 1848 nicht als Politiker hervorgetreten. Zu Beginn der Revolution gehörte er kurz dem Vorparlament an, er wurde aber weder in die Paulskirche gewählt, noch exponierte er sich in den 1850er Jahren in der deutschen Politik. Erst 1862 und dann noch einmal 1874 wurde Sybel Abgeordneter im preußischen Landtag. Die gesamten 1850er Jahre widmete er sich der wissenschaftlichen Arbeit, wobei er zu einer herausragenden Figur in der Wissenschaftsorganisation und in der Wissenschaftspolitik wurde, sich von direkter politischer Tätigkeit aber (noch) fernhielt. Gewiß betrieb auch Sybel „Geschichtswissenschaft in politischer Absicht“⁷, aber er tat dies weitgehend unbelastet von den politischen Niederlagen der Liberalen in der Vergangenheit.

Von entscheidender Bedeutung war darüber hinaus, daß Sybel einige seiner wichtigsten wissenschaftlichen Initiativen nicht im protestantischen Berlin verwirklichte, sondern in München. Dabei war die „Abstinenz von der aktuellen Politik in der Öffentlichkeit“, so hat es Volker Dotterweich formuliert, „gleichsam die Bedingung seines erfolgreichen kulturpolitischen Wirkens“.⁸ Als sich Sybel nach 1859 stärker politisch exponierte und sich immer deutlicher als „preußischer Vorposten in München“⁹ zu erkennen gab, wurde er auch als Wissenschaftler angefochten. Zu dieser Zeit war jedoch die *Historische Zeitschrift* schon ins Leben getreten.

Es kann sicherlich als eine ideologische Entlastung für das künftige „Zentralorgan“ der deutschen Geschichtswissenschaft betrachtet werden, daß es eben nicht in der preußischen Hauptstadt, die wenig später auch zur politischen Kapitale des neuen Deutschen Reiches wurde, beheimatet war, sondern in der Hauptstadt Bayerns, eines Staates, der keinesfalls als ein Parteigänger Preußens angesehen werden konnte.¹⁰ Vielmehr war Bayern ein vermittelnder Faktor zwischen den beiden rivalisierenden deutschen Großmächten, und es hatte eine große kulturelle Ausstrahlungskraft in den süddeutschen Raum, die möglicherweise die Akzeptanz und damit auch den Absatz der *Historischen Zeitschrift* positiv beeinflusste.

Konkrete Schritte zur Gründung der *Historischen Zeitschrift* leitete Sybel im Jahr 1857 ein. In einem am 28. April 1857 verfaßten Promemoria entwickelte er einen kurzen Plan und skizzierte die Leitlinien für das zu gründende Fachorgan.¹¹ Der Anlaß für dieses Promemoria war eine Reise Sybels nach Berlin, wo er beabsichtigt hatte, mit Leopold von Ranke die Absichten König Maximilians II. „zur Beförderung der historischen Wissenschaften zu besprechen“. Er hatte jedoch

⁷ *Dotterweich*, Heinrich von Sybel (wie Anm. 1).

⁸ Ebd. 374.

⁹ Ebd. 358.

¹⁰ Die Redaktion der *Historischen Zeitschrift* ist von Anbeginn an die Person des Herausgebers gebunden. Redaktionssitz war somit von 1859 bis 1861 München. Mit dem Wechsel Sybels an die Universität Bonn 1861 zog auch die Redaktion von der Isar an den Rhein. 1875, als die *Historische Zeitschrift* fest etabliert war, erfolgte mit der Berufung Sybels zum Direktor der Preußischen Staatsarchive die Verlegung der Redaktion nach Berlin. Vgl. *Schieder*, *Die deutsche Geschichtswissenschaft im Spiegel der Historischen Zeitschrift* (wie Anm. 1), 33.

¹¹ Bayerisches Hauptstaatsarchiv [künftig: BayHStA] München, Abt. III: Geheimes Hausarchiv, Kabinettsakten König Maximilians II., Nr. 102. Die nachfolgenden Zitate ebd.

Ranke, der kurz zuvor nach London abgereist war, nicht angetroffen, und statt dessen „mit anderen bedeutenden Historikern“, namentlich mit Georg Heinrich Pertz (1795–1876), dem langjährigen Leiter der *Monumenta Germaniae Historica*, gesprochen. Dabei war offenbar auch zur Sprache gekommen, daß es nach der Einstellung der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ von Wilhelm Adolf Schmidt „ganz an einem Organ zur Bekanntmachung kleinerer Arbeiten“, „zur Übersicht und Orientirung in der historischen Litteratur“ sowie „zur Handhabung einer sicheren Kritik und Vertretung der ächten wissenschaftlichen Methode“ fehle. Mit diesen drei Aufgaben entwarf Sybel ein Anforderungsprofil, wie es dann in der *Historischen Zeitschrift* verwirklicht wurde, die damit beispielgebend wurde für zahlreiche andere historische Fachzeitschriften.¹²

Neben diesen streng wissenschaftlichen Kriterien, die im zitierten Promemoria Sybels sowie in seinen nachfolgenden schriftlichen Darlegungen zur Gründung der *Historischen Zeitschrift* oberste Priorität hatten, warb Sybel beim bayerischen König für seinen Plan mit dem wissenschaftspolitischen Argument, München werde als Wissenschaftsstandort von der Zeitschrift sehr profitieren.

Schließlich ging Sybel auch auf die finanziellen und verlegerischen Voraussetzungen ein. Er veranschlagte die jährlichen Gesamtkosten auf 4000 Gulden, was eine ganz erhebliche Summe war. Dieser Betrag erschien Sybel erforderlich, „da das Publicum einer wissenschaftlichen Zeitschrift nicht immer die Kosten deckt“. Gerade deshalb seien „anständige Honorare eine wesentliche Bedingung des Gelingens“. Zur Deckung dieser Kosten sei der Verkauf von 600–700 Exemplaren nötig, womit „in *keinem* Falle“ zu rechnen sei, wie Sybel skeptisch anmerkte.¹³ In einer Nachschrift vom 5. Mai 1857 konnte Sybel dann allerdings die beruhigende Mitteilung machen, daß die Cotta'sche Buchhandlung den Verlag der Zeitschrift „auch ohne eine Subvention“ übernehmen wolle und daß deshalb lediglich ein Betrag von etwa 1000 Gulden jährlich für die Bezahlung des Redakteurs der Zeitschrift aufzubringen sei.

Sybel übersandte das Promemoria am 7. Mai 1857 an den König, wobei er um eine baldige Entscheidung bat, um im Herbst mit dem Projekt beginnen zu können. Noch einmal wies er in seinem Anschreiben darauf hin, daß die Zeitschrift ein Mittel sein könne, „München zu einem Mittelpunkte der historischen Studien für ganz Deutschland zu machen“.¹⁴ Dieses Argument benutzte Sybel in der Fol-

¹² Zur Entstehung und Entwicklung der historischen Fachzeitschriften siehe *Winfried Schulze*, *Zur Geschichte der Fachzeitschriften*. Von der „Historischen Zeitschrift“ zu den „zeitenblicken“, in: *zeitenblicke* 2, 2003, Nr. 2 [22.10.2003], URL: <<http://www.zeitenblicke.historicum.net/2003/02/schulze.html>>; *Matthias Middell* (Hrsg.), *Historische Zeitschriften im internationalen Vergleich*. (Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur im 20. Jahrhundert, Bd. 2.) Leipzig 1999.

¹³ Diese pessimistische Annahme sollte sich als nicht gerechtfertigt erweisen. So lag die Auflage der *Historischen Zeitschrift* im Jahr 1861 immerhin schon bei 571 Exemplaren, für 1865 wird die Zahl von 520 Exemplaren angegeben. In der Folgezeit stieg die Auflage offenbar stetig an. Im Jahr 1892 erreichte die Auflage einen „Tiefstand“ von 786 Exemplaren, 1895 waren es wieder 818 Exemplare. Alle Angaben nach *Ricklinger*, *Heinrich von Sybel und die Historische Zeitschrift* (wie Anm. 1), 34, 40 u. 42.

¹⁴ BayHStA München, Abt. III: Geheimes Hausarchiv, Kabinettsakten König Maximilians II., Nr. 102: Sybel an Hofrat Pfistermeister, 7. Mai 1857.

gezeit immer wieder, um Maximilian II. für das Projekt zu gewinnen. So schrieb er am 24. Juni 1857 an den König¹⁵, die Gründung einer historischen Zeitschrift gehöre „zu den wirksamsten Mitteln“, wenn man München zu einem Zentrum des deutschen wissenschaftlichen Lebens machen wolle. Der Anfang dazu sei gemacht durch die Gründung einer „historischen Schule“ in München, der die Bearbeitung der Reichstagsverhandlungen und der bayerischen Geschichte zugewiesen worden sei. Wichtig sei es, diese historische Schule nach außen hin durch ein wissenschaftliches Organ zu vertreten, „welches die von ihr angestrebte Methode und Stellung auch in weiteren Kreisen anschaulich mache, und gegen alle abweichenden Richtungen behaupte“.¹⁶

Die baldige Gründung der Zeitschrift erschien Sybel um so dringlicher, als es andernorts ähnliche Bestrebungen gebe. In Stuttgart bereite Dr. Lang die Herausgabe einer historischen Zeitschrift vor. Würde dieser Plan verwirklicht, so würde dadurch die Existenz einer zweiten solchen Zeitschrift auf Jahre unmöglich gemacht: „Soll also eine solche hier in München zu Stande kommen, so ist es nöthig, sofort an's Werk zu schreiten.“¹⁷

Sybel setzte hierbei offensichtlich darauf, daß der geschichtsbegeisterte bayerische König schon aus Gründen des Prestiges darauf aus sein würde, eine solch öffentlichkeitswirksame Maßnahme wie die Etablierung einer allgemeinen historischen Zeitschrift nicht dem benachbarten kleineren Königreich Württemberg zu überlassen. Um die Sache weiter voranzutreiben, machte Sybel auch bereits einen Vorschlag für die Besetzung der Redakteursstelle. Er dachte an Max Duncker (1811–1886), der an der Universität Halle lehrte, aber soeben einen Ruf an die Universität Tübingen erhalten hatte. Um ihn für München zu gewinnen, müßten daher mindestens 2000 Gulden aufgeboten werden. Sybel regte deshalb an, Duncker zusätzlich zur Redaktion der Zeitschrift eine Stelle als Bibliothekar an der Königlichen Hof- und Staatsbibliothek anzubieten. Darüber hinaus könne er das Fach Alte Geschichte an der Universität München übernehmen, das seit Jahren vakant sei.¹⁸

König Maximilian II. wollte sich jedoch nicht ohne weiteres auf den Plan Sybels einlassen. Vielmehr bat er am 22. August 1857 den Berliner Ordinarius Leopold von Ranke, der dem König in den fünfziger Jahren private historische Vorträge gehalten hatte und der zudem im Jahr 1858 den Vorsitz der neugegründeten Historischen Kommission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften übernehmen sollte, um ein Gutachten.¹⁹ Ranke erstattete dieses Gutachten am 6. September 1857, wobei er sich nachdrücklich für das Projekt aussprach.²⁰ Die Gründung einer historischen Zeitschrift, so Ranke, sei „höchst empfehlenswert“ und „ein wahres Bedürfnis“. Es komme dabei vor allem darauf an, daß die Zeit-

¹⁵ Sybel an Hofrat Pfistermeister, 24. Juni 1857, ebd.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ Ebd.

¹⁹ Maximilian II. an Ranke, 22. August 1857, BayHStA München, Abt. III: Geheimes Hausarchiv, Kabinettsakten König Maximilians II., Nr. 104.

²⁰ Ranke an Maximilian II., 6. September 1857, ebd., die folgenden Zitate ebd. – Das Schreiben Rankes ist irrtümlich auf dem 6. Oktober datiert.

schrift „sowohl instructiv als anziehend sei“. Eine Schwierigkeit liege in dem großen Umfang des Stoffes, weshalb er zu einer inhaltlichen Schwerpunktbildung rate: Von der alten Geschichte solle nur das berücksichtigt werden, „was in die allgemeine Bildung einschlägt“. „Für die Studien des Mittelalters und der neuesten Zeit aber, jene mit besonderer Beziehung auf Deutschland; diese in weiterer Umfassung sollte die Zeitschrift meiner Idee nach ein Central-Organ bilden.“ Besonderen Wert legte Ranke darauf, daß die Zeitschrift „unparteiisch“ sein solle, und dies insbesondere auch dann, wenn politische Fragen berührt würden: „das historische Moment“ müsse in der Zeitschrift immer die Hauptsache bilden.

Die positive Stellungnahme Rankes überzeugte den König. Am 22. September 1857 genehmigte er aus seinen Privatmitteln einen jährlichen Zuschuß von 2 000 Gulden für die Zeitschrift.²¹ Am folgenden Tag ließ Maximilian II. Sybel durch den Kabinettssekretär Pfistermeister die Gesichtspunkte mitteilen, nach denen bei der Gründung der Zeitschrift zu verfahren sei, wobei er wörtlich die entsprechenden Empfehlungen Rankes wiederholte.²²

Sybel hatte nun grünes Licht und die Finanzierungszusage des bayerischen Königs. Gleichwohl sollte es noch anderthalb Jahre dauern, bis das erste Heft der Zeitschrift erscheinen konnte. Ein Problem stellte zunächst die Besetzung der Redaktion dar. Max Duncker hatte inzwischen den Lehrstuhl in Tübingen übernommen und stand somit nicht zur Verfügung, auch wenn Sybel sich vergebliche Hoffnungen machte, ihn im Laufe des Jahres 1858 doch noch zu gewinnen.²³ Leopold von Ranke empfahl im Januar 1858 den Mediävisten, langjährigen Mitarbeiter der *Monumenta Germaniae Historica* und Redakteur des Preußischen Wochenblatts, Julius Hellmuth von Jasmund, als Redakteur, doch auch daraus wurde nichts.²⁴ Sybel entschied sich schließlich, um Kosten zu sparen, neben der Herausgeberschaft auch die Schriftleitung der Zeitschrift selbst zu übernehmen.²⁵ Als „Gehilfe“ für die Redaktion gewann er im Juni 1858 den jungen Heidelberger Privatdozenten August Kluckhohn (1832–1893), ein Schüler von Ludwig Häusser und Georg Waitz.²⁶

Nun galt es noch einen Verlag für die Zeitschrift zu finden. Schon im Frühjahr 1857 hatte Sybel angekündigt, es bestehe die Aussicht, dafür die Cotta'sche Buch-

²¹ Zusammenstellung der „Ausgaben aus Privatmitteln S. M. des Königs für Wohlthätigkeit, Unterricht und Erziehung, Wissenschaft und Poesie“, BayHStA München, Abt. III: Geheimes Hausarchiv, Kabinettsakten König Maximilians II., Nr. 88c.

²² Pfistermeister an Sybel, 23. September 1857, BayHStA München, Abt. III: Geheimes Hausarchiv, Kabinettsakten König Maximilians II., Nr. 102.

²³ Sybel an Pfistermeister, 10. November 1857, BayHStA München, Abt. III: Geheimes Hausarchiv, Kabinettsakten König Maximilians II., Nr. 102; zu den vergeblichen Bemühungen, Duncker zu gewinnen, siehe die Briefe von Sybel an Duncker, 29. September 1857 u. 28. Oktober 1857, in: *Schultze*, Zur Entstehungsgeschichte der Historischen Zeitschrift (wie Anm. 1), 477–480.

²⁴ Sybel an Pfistermeister, 26. Januar und 10. Februar 1858, ebd.

²⁵ *Schieder*, Die deutsche Geschichtswissenschaft im Spiegel der Historischen Zeitschrift (wie Anm. 1), 11 Anm. 2.

²⁶ Heinrich von Sybel und Eduard Zeller. Briefwechsel (1849–1895). Hrsg. v. *Margret Lemberg*. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 23.) Marburg 2004, 221: Sybel an Zeller, 30. Juni 1858; *Schieder*, Die deutsche Geschichtswissenschaft im Spiegel der Historischen Zeitschrift (wie Anm. 1), 12.

handlung zu gewinnen. Allerdings trat Sybel erst Ende Mai 1858 in konkrete Verhandlungen mit dem Verlagschef Johann Georg von Cotta (1796–1863) ein. In einem ausführlichen Schreiben an Cotta²⁷ warb Sybel für die Zeitschrift, die „wesentlich wissenschaftlichen Charakters“ sein sollte. Dazu gehörte, daß sie eine bestimmte wissenschaftliche Methode vertrat und „falsche und dilettantische Richtungen“ bekämpfte. In ihrer Form sollte sich die Zeitschrift aber nicht nur an die Fachgelehrten, sondern an „alle Gebildeten“ wenden, um auch „das weitere Publicum auf einem Gebiete sachgemäß zu orientiren, dessen Wichtigkeit in Deutschland mit jedem Jahre mehr hervortritt“. Sybel wies ferner auf die Unterstützung des bayerischen Königs sowie auf die Bereitschaft namhafter Historiker wie Ranke, Georg Waitz, Droysen, Duncker und Theodor Mommsen „zu thätigster Mitwirkung“ hin.

Der Umfang der Zeitschrift sollte nach den Vorstellungen Sybels circa 60 Bogen (= 960 Seiten) jährlich betragen, das erste Heft sollte zu Jahresbeginn 1859 erscheinen. Den Verkaufsaufpreis kalkulierte er auf 10 Gulden, so daß ein Absatz von 500 Exemplaren nötig sei, um die geschätzten Kosten von 3400 Gulden zu decken.

Johann Georg von Cotta reagierte auf den Vorschlag mit verlegerischen Bedenken, die erst ausgeräumt werden müßten, bevor er die Sache „weiter erwägen“ könne.²⁸ So sei die Herausgabe periodischer Schriften grundsätzlich ein Risiko, und es bedürfe „Jahre entschiedener Opfer bis eine Zeitschrift Boden gewonnen“ habe. Auch teile er die Kostenberechnung Sybels nicht, weil darin die Kosten für Annoncen fehlten, die nötig seien, um die Zeitschrift bekannt zu machen. Ein Problem sei ferner die Trennung von Verlagsort (Stuttgart) und Redaktion (München). Und schließlich besitze der Verlag Cotta alle von ihm verlegten Journale als Eigentum, was bei Sybels Projekt nicht gewährleistet sei. Es bestehe von daher die Gefahr, daß die Gründer der Zeitschrift sie „aus irgend welchem Grunde“ einem anderen Verleger übergeben könnten.

Sybel antwortete unverzüglich auf diese Einwände und räumte zunächst ein, daß das Unternehmen keinen großen Geldgewinn in Aussicht stelle.²⁹ Der Verlag Cotta habe aber andere erhebliche Vorteile durch die „Historische Zeitschrift“, nämlich „die Verbindung mit den namhaftesten Notabilitäten, und die fortgehende Besprechung aller Publicationen eines Faches, welches einen sehr erheblichen Theil ihres Verlages ausmacht“. Den anderen Bedenken Cottas begegnete Sybel mit der Versicherung, daß er die Zeitschrift nicht einem anderen Verlag übergeben werde, und dem Vorschlag, die Zeitschrift in der Literarisch-artistischen Anstalt, einem in München ansässigen Tochterunternehmen Cottas, erscheinen zu lassen.

Cotta ließ sich durch diese Ausführungen überzeugen und teilte Sybel schon am 20. Juni 1858 mit, er werde den Geschäftsführer der Literarisch-artistischen Anstalt, Rudolf Oldenbourg, beauftragen, mit Sybel über einen Vertrag zu verhandeln.³⁰ Rudolf Oldenbourg (1811–1903) leitete seit 1836 die *Dependance* der

²⁷ Sybel an Cotta, 24. Mai 1858, Deutsches Literatur Archiv Marbach, Cotta-Archiv.

²⁸ Cotta an Sybel, 14. Juni 1858, ebd.

²⁹ Sybel an Cotta, 17. Juni 1858, ebd.

³⁰ Cotta an Sybel, 20. Juni 1858, ebd.

Cotta'schen Buchhandlung in München, war seit 1845 Mitinhaber der Vogel'schen Buchhandlung und gründete im Jahr 1858 seinen eigenen Verlag, der eine der ersten technischen Fachzeitschriften Deutschlands, das „Journal für Gasbeleuchtung und verwandte Beleuchtungsarten“, herausbrachte.³¹ Sybel und Oldenbourg hatten sich im Hause von Justus Liebig kennengelernt, der seit 1852 in München lehrte.³² Die beiden einigten sich sehr schnell auf einen Vertrag über die „Historische Zeitschrift“. Dieser Vertrag lag schon am 29. Juni 1858 in Stuttgart vor und wurde von Sybel und Johann Georg Cotta unterzeichnet.³³ Darin wurde festgehalten, daß die Literarisch-artistische Anstalt das Verlagsrecht an der „Historischen Zeitschrift“ erhielt. Die Zeitschrift sollte in Quartalsheften erscheinen und jährlich 60 Druckbogen umfassen. Sybel als Herausgeber erhielt pro Bogen ein Honorar von 30 Gulden, womit er die Kosten der Redaktion und die Honorare für die Mitarbeiter bestreiten sollte. Der Herausgeber und der Verlag verpflichteten sich, die Zeitschrift unter diesen Bedingungen drei Jahre lang fortzusetzen. Danach war jede Seite berechtigt, den Vertrag zu kündigen. Sollte die Kündigung durch Sybel erfolgen, so verzichtete dieser darauf, die Zeitschrift „oder ein ähnliches Unternehmen“ in einem anderen Verlag herauszugeben. Die „Historische Zeitschrift“ sollte in diesem Fall in das ausschließliche Eigentum der Literarisch-artistischen Anstalt übergehen, die dann berechtigt war, sie durch einen anderen Herausgeber fortsetzen zu lassen. Für den Fall, daß der Vertrag durch den Verlag gekündigt würde, sollte Sybel das Recht haben, die Zeitschrift in einem anderen Verlag fortzusetzen.

Damit waren die Weichen für das baldige Erscheinen der Historischen Zeitschrift gestellt. Schon eine Woche nach dem Vertragsabschluß ließ Rudolf Oldenbourg in der Münchener Presse die Ankündigung veröffentlichen, daß vom Frühjahr 1859 an in der Literarisch-artistischen Anstalt eine „historische Vierteljahrschrift“ erscheinen werde, an welcher unter anderem Ranke, Waitz und Sybel beteiligt seien. Die Anzeige wurde am 21. Juli 1858 vom Börsenblatt der deutschen Buchhändler nachgedruckt und damit deutschlandweit bekanntgemacht.³⁴

Tatsächlich gelang es, den angekündigten Termin einzuhalten. Die Auslieferung des ersten Heftes erfolgte Anfang März 1859. Es enthielt Beiträge von einer Reihe namhafter Historiker wie Wilhelm Giesebrecht, Georg Waitz, Ludwig Häusser, Theodor Mommsen, David Friedrich Strauß und Johann Wilhelm Loebell sowie umfangreiche Übersichten der historischen Literatur des Jahres 1858. Für die Ausrichtung des neuen Fachorgans, das auf große Zustimmung stieß, waren neben dem Beitrag von Giesebrecht über „Die Entwicklung der modernen Geschichtswissenschaft“ und einem Schreiben von Waitz an Sybel, in dem jener die „falschen Richtungen“ in der Geschichtswissenschaft kritisierte, das

³¹ Das erste Heft dieser Zeitschrift erschien im Juli 1858, nahezu zeitgleich mit der Einigung zwischen Oldenbourg und Sybel über den Verlagsvertrag der Historischen Zeitschrift.

³² *Ricklinger*, Heinrich von Sybel und die Historische Zeitschrift (wie Anm. 1), 28.

³³ Deutsches Literaturarchiv Marbach, Cotta-Archiv, Cotta/Vertr. 1: Vertrag über die „Historische Zeitschrift“. Der Vertrag ist abgedruckt bei *Ricklinger*, Heinrich von Sybel und die Historische Zeitschrift (wie Anm. 1), 28f.

³⁴ Ebd. 28.